

## Arbeit am Leben – Care-Bewegung und Care-Politiken

Michael May

Auf dem Weg zu einem dialektisch-materialistischen Care-Begriff

Kathrin Schrader

Warum Care Revolution?

Gabriele Winker

Rede auf der Aktionskonferenz Care Revolution unter der Thematik:  
Soziale Reproduktion in der Krise – Care Revolution als Perspektive

Care\*Ak Frankfurt

Care is the love? Einige Überlegungen zu Stärken und Fallstricken der  
aktuellen Debatte um Care-Arbeit

AKS Hamburg

Care-Konferenz 2014 – Wo ist die Revolution?

Dagmar Paternoga

Care Revolution – ein kommender wichtiger Akteur? Ein Kommentar

Forum

Ina Praetorius

Care und Grundeinkommen. Oder: Postpatriarchal gedacht macht das  
bedingungslose Grundeinkommen Sinn

Ronald Blaschke

Grundeinkommen und Care-Arbeit

Kritische Soziale Arbeit: Eingriffe und Positionen

Timm Kunstreich

Anregungen zur Operationalisierung: Vorschlag für ein empirisches  
Rahmenkonzept zur Auswertung des „Aufrufs“ „Dressur zur  
Mündigkeit?“ des AKS Hamburg vom 14.07.2014



# Widersprüche

Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich  
35. Jahrgang, Dezember 2015

Herausgegeben vom Widersprüche e.V.  
Verein für kritische Analyse und Bildung im Sozial-, Gesundheits- und Bildungsbereich

**Redaktion:** Manfred Kappeler, Friedel Schütte (Berlin); Christof Beckmann, Holger Ziegler (Bielefeld); Henning Schmidt-Semisch (Bremen); Friedemann Affolderbach, Uwe Hirschfeld (Dresden); Fabian Kessl (Essen); Karl August Chassé, Helga Cremer-Schäfer, Kirsten Huckenbeck (Frankfurt); Frank Düchting, Timm Kunstreich (Vi.S.d.P.), Annita Kalpaka, Michael Lindenberg, Tilman Lutz, Barbara Rose, Wolfgang Völker, Heiner Zillmer (Hamburg); Dietlinde Gipsper (Hannover); Ellen Bareis, Thomas Wagner, Kerstin Herzog (Ludwigshafen); Joachim Weber (Mannheim); Maria Bitzan, Eberhard Bolay (Reutlingen); Günter Pabst (Schwalbach/Ts.); Holger Adam, Michael May, Arne Schäfer (Wiesbaden); Gertrud Oelerich, Andreas Schaarschuch, Heinz Sünker (Wuppertal)..

Die Schwerpunkte der nächsten Nummern sind:  
Widersprüche 136 Leben auf Raten (Juni 2015)  
Widersprüche 137 Das Kommune: von Commons, Gemeingütern und sozialer Infrastruktur (September 2015)  
Widersprüche 138 Mobilitäten: Wider den Zwang, sesshaft oder mobil sein zu müssen

Die **Widersprüche** erscheinen regelmäßig mit vier Nummern im Jahr mit einem Gesamtumfang von mindestens 520 Seiten. Einzelheft € 15,00, Jahresabonnement € 42,00; StudentInnenabonnement (Studienbescheinigung beilegen) € 27,00; Preise jeweils zzgl. Versand. Das Abonnement kann mit einer Frist von acht Wochen zum Jahresende schriftlich gekündigt werden.

**Hinweis der Redaktion:** Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion wieder. Manuskripte zur Veröffentlichung nimmt die Redaktion gerne entgegen. Für eingesandtes Material wird keine Haftung übernommen.

**Redaktionsadresse:** Widersprüche, Nicoletta Rapetti c/o Redaktion express/AFP e.V., Niddastraße 64, 60329 Frankfurt a.M., Tel.: (0 69) 67 99 84, E-Mail: widersprueche@gmx.de

**Verlagsadresse:** Verlag Westfälisches Dampfboot, Hafenweg 26a, 48155 Münster, Tel.: (02 51) 39 00 48-0, FAX (02 51) 39 00 48 50, E-Mail: info@dampfboot-verlag.de, Internet: <http://www.dampfboot-verlag.de>

**Vertrieb an Einzelkunden:** Germinal GmbH, Siemensstr. 16, D-35463 Fernwald, Tel.: +49 (0) 641 / 4 17 00, E-Mail: bestellservice@germinal.de

**Vertrieb an Institutionen/Buchhandlungen:** ProLit Verlagsauslieferung, Siemensstr. 16, D-35463 Fernwald, Tel.: +49 (0) 641 / 9 43 93 33, Fax: +49 (0) 641 / 9 43 93 39, E-Mail: R.Eckert@prolit.de

Dieser Ausgabe liegt ein Prospekt des „Verlag Westfälisches Dampfboot“ bei.

© 2014 Verlag Westfälisches Dampfboot. Alle Rechte, auch das der Übersetzung vorbehalten  
Druck und Bindung: Rosch-Buch Druckerei GmbH, Scheßlitz  
ISSN 0721-8834 ISBN 978-3-89691-995-4

Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich

134



# Widersprüche

Knochenbrüche  
Z'sammenbrüche  
Bibelsprüche  
Lehrerflüche  
Mutters Küche  
sind 'ne Menge  
Widersprüche  
(Volksmund)

## Arbeit am Leben – Care-Bewegung und Care-Politiken

Zu diesem Heft. .... 3

### Schwerpunkt

*Michael May*  
Auf dem Weg zu einem dialektisch-materialistischen Care-Begriff. .... 11

*Kathrin Schrader*  
Warum Care Revolution? ..... 53

*Gabriele Winker*  
Rede auf der *Aktionskonferenz Care Revolution* unter der Thematik:  
Soziale Reproduktion in der Krise – Care Revolution als Perspektive ..... 63

*Care\*Ak Frankfurt*  
Care is the love? Einige Überlegungen zu Stärken und Fallstricken  
der aktuellen Debatte um Care-Arbeit ..... 75

*AKS Hamburg*  
Care-Konferenz 2014 – Wo ist die Revolution? ..... 87

*Dagmar Paternoga*  
Care Revolution – ein kommender wichtiger Akteur? Ein Kommentar ..... 93

## Forum

*Ina Praetorius*

Care und Grundeinkommen. Oder: Postpatriarchal gedacht macht  
das bedingungslose Grundeinkommen Sinn ..... 99

*Ronald Blaschke*

Grundeinkommen und Care-Arbeit. .... 113

## Rezensionen

*Christian Schütte-Bäumner*

Pflegende Angehörige schwerkranker Menschen im 'psychodiagnostischen Fokus'  
Über: *Gérard Tchibekian: Den letzten Weg gemeinsam gehen.*  
*Angehörige in Pflege und Begleitung schwerkranker Menschen.* ..... 129

*Bettina Hünersdorf*

Zur Bedeutung des Politischen in der Sozialen Arbeit  
Über: *Birgit Bütow, Karl August Chassé & Werner Lindner (Hrsg.): Das  
Politische im Sozialen. Historische Linien und aktuelle Herausforderungen  
der Sozialen Arbeit* ..... 135

## Kritische Soziale Arbeit: Eingriffe und Positionen

*Timm Kunstreich*

Anregungen zur Operationalisierung: Vorschlag für ein empirisches  
Rahmenkonzept zur Auswertung des „Aufrufs“ „Dressur zur  
Mündigkeit?“ des AKS Hamburg vom 14.07.2014. .... 141

Jahresinhaltsverzeichnis Widersprüche, 34. Jahrgang 2014. .... 145

Bildnachweise

Fotos im Innenteil: © Walburga Freitag „Film Stills – who is who“, Bielefeld

## Zu diesem Heft

In ihrem Artikel „Care – eine Schlüsselkategorie sozialwissenschaftlicher Forschung?“ für das „Handbuch Soziale Dienste“ greift Ilona Ostner (2011: 477) die karikierende Gegenüberstellung des sorgenden „Aschenputtels“ und des sorgenden „Schneewittchens“ von Monique Kremer (2007: 29ff.) als negatives bzw. positives Bild von *care* auf:

„Im Modell Aschenputtel ist care harte Arbeit, die schmutzig macht; sie ist Last und Bürde, die man qua zwanghaftem Altruismus [...] übernimmt; Aschenputtelarbeit steht für Unterdrückung und Ausbeutung statt Anerkennung, sie stört die zwischenmenschlichen Beziehungen usw. Ein Entkommen bietet dem Aschenputtel allein der Prinz (Wohlfahrtsstaat?), der sie endlich von ihrer Sorge befreit. Ganz anders liegt der Fall bei Schneewittchen. Ihr macht die Versorgung der Zwerge keine Arbeit, sondern Spaß, sie putzt, wäscht und hängt die Wäsche singend in der Sonne auf. Sorgearbeit macht sie noch schöner, bringt sie ihr doch die Anerkennung und die Dankbarkeit der Zwerge. Mit Tränen in den Augen verlässt Schneewittchen ihre Zwerge, wenn sie dem Prinzen folgt. Aber sie lebt ihr Sorgeleben nun glücklich weiter mit und für den Prinzen und ihre Kinder“ (Ostner 2011: 477).

Ostner sah zum Zeitpunkt, als sie ihren Artikel verfasste, die „feministische und politische Debatte in Deutschland um *care* [...] recht stark vom Aschenputtel Bild geprägt“ (ebd.).

Dies dürfte sich spätestens mit der Care-Revolution Aktionskonferenz im März 2014 in Berlin etwas geändert haben. Zwar erinnerten auch hier die berechtigten Forderungen nach höherer Entlohnung und anderen Formen gesellschaftlicher Anerkennung von Sorgearbeit, sowie besseren Rahmenbedingungen und mehr Zeit für diese an die Aschenputtel-Perspektive. Bei einer in die Konferenz eingebetteten Demonstration zogen die Teilnehmenden jedoch geradezu schneewittchenhaft mit dem Lied „We do care. We love it!“ durch die Straßen Berlins. Dies allein ist sicher nicht überzubewerten. Allerdings diagnostiziert auch Frigga Haug (2011) bezüglich dessen, was sie polemisch „Care-Syndrom“ nennt, eine Tendenz zur Idealisierung, wird doch in bestimmten Kreisen „Care“ als Arbeit an und in der Beziehung zwischen Menschen und damit Subjekt-Subjekt-Subjekt-Beziehung anderen, einer Subjekt-Objekt-Relation folgenden Arbeiten geradezu antipodisch gegenübergestellt. Widersprüche, welche die Praxis solcher Sorgearbeiten vielfältig

durchziehen und überlagern und die nicht allein auf die Produktionsverhältnisse, unter denen sie geleistet wird, zurückgeführt werden können, geraten auf diese Weise ebenso leicht außer Blick wie die Gefahr eines herrschaftlichen Umschlagens der in der Regel sehr asymmetrischen Care-Beziehungen.

Historisch wurden diese dadurch zu bannen versucht, dass „die personenbezogenen Arbeiten meistens von SklavInnen, Leibeigenen oder von Frauen erbracht [wurden], von Leuten ohne Macht und mit einem niedrigen sozialen Status“ (Madörin 2007: 157). Heute geschieht dies vorwiegend „durch den Kauf der Verfügungsgewalt über die Person, die eine Verfügungsgewalt über meinen Körper und damit über mich hat“ (ebd.). Die Prognose, dass „bezahlte Care-Tätigkeiten als ‚Massendienstleistung‘ ökonomisch immer wichtiger“ (ebd.: 152) werden, wäre demnach nicht nur im Rahmen herrschaftskritischer und machtanalytischer Untersuchungen, sondern auch in einem entsprechenden ökonomischen Umdenken als Grundlage einer emanzipatorischen gesellschaftspolitischen Praxis einzuholen.

Ein solches Umdenken nimmt seinen Ausgangspunkt zwangsläufig an den seit nunmehr zwei Jahrzehnten betriebenen vielfältigen kritischen Analysen zur Ökonomisierung des Sozialen (woran die Zeitschrift „Widersprüche“ rege beteiligt war und ist) und daran, wie solche Ökonomisierung im Gefolge eines globalen Kapitalismus und der politischen Antwort neoliberaler nationaler Standort-Konzepte auf die Arbeit am Sozialen bzw. auf die soziale Reproduktion bzw. auf die alltäglich notwendigen Arbeiten „zur Betreibung des eigenen Lebens“ (Steinert) zugreift und in Folge sowohl die Voraussetzungen als auch die Inhalte von Care neu akzentuiert. Auf folgenden Ebenen lassen sich derzeit problematische Veränderungen feststellen:

Die wohlfahrtsstaatliche Trägerlandschaft, welche Care-Arbeit in professioneller und entlohnter Form vorhält, gestaltet sich komplett um in einen konkurrierenden Wohlfahrtsmarkt von Sozialunternehmen. Nicht länger ist der Staat Kostenträger *und* Leistungserbringer von Care-Programmen und professionell zu erbringenden Care-Angeboten, sondern er wird zum Finanzier von Care-Dienstleistungen, die von verschiedenen (gemeinnützigen *und* gewerblichen) miteinander in Konkurrenz stehenden Sozialunternehmen angeboten werden. In der Konsequenz müssen diese so kostengünstig wie möglich produzieren oder, soweit bereits rechtlich zulässig, auf kaufkräftige Kundschaft setzen. Auf der anderen Seite werden staatlicherseits unter der Maxime von Monitoring und Controlling gigantische, unproduktive Kontrollapparate aufgebaut, die alles andere als ökonomisch sind.

Im Zuge der Verfestigung von Wohlfahrtsmärkten und Sozialunternehmen greift die Logik der Ökonomisierung auf die professionellen Akteure, auf die

„Caregivers“, als Erziehung zu marktkonformem Verhalten zu. Durch die Aufspaltung und Entgrenzung ehemals komplexer Tätigkeitszusammenhänge in standardisierte Handlungsabläufe und abrechenbare Produkte sind Spielräume für selbstbestimmte und mit den Adressat\_innen auszuhandelnde Ziele des Caring und passende Arbeitsabläufe kaum länger möglich. Damit droht professionelle Carearbeit zu bürokratischer Sachbearbeitung zu werden statt interpersonelles Geschehen, das – bei aller Machtasymmetrie – auf Kommunikation und Verständigung, Ko-Produktion und Relationierung beruht. Zudem leisten die der Kostenkonkurrenz geschuldeten Flexibilisierungs- und Prekarisierungsstrategien ihren Beitrag zur marktlichen Kolonialisierung der Professionellen und/oder zu deren Selbstökonomisierung.

Das letzte Glied in der Kette sind die Menschen, die der Care-Arbeit bedürfen (und das sind zunächst mal alle Mitglieder einer Gesellschaft in unterschiedlichsten angewiesenen Lebenssituationen). Als „Leistungsempfänger\_innen“ werden sie, zusätzlich zu den Auswirkungen der staatlichen Kostensenkungsprogramme, ebenfalls heftig ökonomisiert, indem sie zum Beispiel durch gezielte Programme und mittels Casemanagement zur Erhöhung der Beschäftigungschancen aktiviert werden und somit verpflichtet, dass sich die von ihnen in Anspruch genommene Leistung rechnet. Schließlich: Als Selbst- und für Andere (Familienmitglieder, Freund\_innen Nachbar\_innen... im sogenannten Privaten) überwiegend weibliche Sorgende (was im Übrigen stets den größeren Anteil aller gesellschaftlicher Care-Tätigkeiten ausmacht) sehen sie sich mit gewachsenen und nur unter großem physischen und psychischen Aufwand realisierbaren Care-Anforderungen konfrontiert, weil etliche ehemals staatlich verbiefte Care-Leistungen ins Private rückverschoben wurden und weil das adult-bread-winner-Regime nur schwerlich private Care-Zeiten zulässt. Das „Vereinbarkeitsmodell“ funktioniert nicht!

Diese Situation wurde vom AK Reproduktion im Feministischen Institut in Hamburg und der Rosa-Luxemburg-Stiftung als „Krise der sozialen Reproduktion“ analysiert und benannt und mündete letztlich in das Projekt „Aktionskonferenz Care Revolution: Her mit dem guten Leben – für alle weltweit!“ (vergl. Widersprüche 130, 33. Jgg., 115-119). Die „Widersprüche“ haben sich an der Konferenz beteiligt und sich anschließend gemeinsam mit weiteren Konferenz-Aktivist\_innen an die Erarbeitung des vorliegenden Heftes gemacht.

## Zu den Beiträgen im Einzelnen

Die Beiträge sind in zwei Schwerpunkten gebündelt. Während es in dem ersten um Fragestellungen und Positionierungen geht, die sich der Care-Thematik aus

einer machtanalytischen und herrschaftskritischen Perspektive widmen, beinhaltet der zweite Schwerpunkt Texte, die unmittelbar im Zusammenhang der Berliner Care-Revolution Aktionskonferenz im März 2014 entstanden sind bzw. sich kritisch mit den dort vertretenen und gefundenen Positionen auseinander setzen und die sich formende Care-Bewegung politisch einzuschätzen versuchen.

*Michael May* eröffnet mit seinem grundlagentheoretischen Beitrag „Auf dem Weg zu einem dialektisch-materialistischen Care-Begriff“ die Diskussion. Darin rekonstruiert er die Geschichte des Dualismus von Produktion und Reproduktion im Diskurs der sich materialistisch verstehenden Geschlechterforschung und deren Fortsetzung bzw. Verschiebung in der aktuellen Care-Debatte. Mit der Figur der einer „Ökonomie lebendiger Arbeit“ folgenden „(Re-)Produktion menschlicher Subjektivität“ schlägt er nicht nur eine dialektische Aufhebung dieses Dualismus vor, die sich bis hinein in eine Analytik der unterschiedlichen Gegenstände, Arbeitsbündnisse und Produktionsverhältnisse von Sorgearbeit konkretisiert. Er stellt damit zugleich eine politische Perspektive für die sich gegenhegemonial zur kapitalistischen „Ökonomie toter Arbeit“ formierende Care-Revolution-Bewegung zur Diskussion und trachtet, Carern eine an Butlers politischer Ethik der Verletzlichkeit anschließende professionelle Perspektive zu eröffnen.

Mit ihrem Beitrag „Warum Care Revolution?“ greift *Kathrin Schrader* den bei Michael May nur knapp angerissene theoretischen wie praktisch politischen, feministischen Diskurs um Haus- und Reproduktionsarbeit auf, um die Analyse weiterzutreiben im Hinblick auf die sich zuspitzende „Krise sozialer Reproduktion“ und eine darauf antwortende politische Perspektive von „Care-Revolution“. Damit fungiert ihr Beitrag gewissermaßen als Scharnier zum zweiten Teil des Schwerpunktes.

Diesen eröffnet *Gabriele Winker* mit ihrer Grundsatzrede zur Eröffnung der Care-Revolution Aktionskonferenz im März 2014 in Berlin: „Soziale Reproduktion in der Krise – Care Revolution als Perspektive“. Im Zentrum steht die Frage nach dem Verbindenden der vielfältigen Initiativen, die aus unterschiedlichen Lebenslagen und Bedürfnissen heraus sich an der Aktionskonferenz beteiligt haben, sowie das Selbstverständnis der Care-Revolution-Bewegung. Ergänzt hat Winker ihre Rede um eine Einschätzung des durch die Konferenz angestoßenen Prozesses.

Es folgt ein Beitrag des *Care\*Ak Frankfurt*. Unter dem Titel „Care is the love?“ diskutieren die AK-Mitglieder kritisch die Begriffsverschiebung von Reproduktionsarbeit zu Care. Im Anschluss an neuere queer-feministische und intersektionale Analysen des Zusammenhangs von Geschlecht und (Re-)Produktionsprozessen

beleuchten sie Blindstellen des Care-Revolution-Diskurses, um daraus auch neue inhaltliche Akzente bezüglich einer „Politik der 1. Person“ zu gewinnen.

Der *AKS Hamburg* thematisiert in seinem Text: „Care-Konferenz 2014 – Wo ist die Revolution?“ bei aller Begeisterung für die auf der Konferenz präsentierte Vielfalt, die inhaltliche Unschärfe des Care-Begriffes, seinen „Mangel an Profil“, was seiner Konferenz-Erfahrung nach auch zu einer Schwammigkeit der gemeinsamen Diskussion und des „gemeinsamen Dritten“ führt. Als Kampfbegriff eignet sich Care nicht, und statt im Diskurs ein Gemeinsames zu konstruieren, wäre – so der Vorschlag – an den vielfältigen real existierenden Konflikten und Erfahrungen anzusetzen.

Abschließend stellt *Dagmar Paternoga* aus der Perspektive der politischen Arbeit der Attac-AG „Genug für Alle“ die Möglichkeiten, aber auch Begrenzungen der Care Revolution Aktionskonferenz als Beginn einer sozialen/politischen Bewegung dar. Auch ihr Text „Care-Revolution – ein kommender wichtiger Akteur? Ein „Kommentar“ problematisiert die Unschärfe und damit Beliebigkeit des Care-Begriffes („Containerbegriff“) und belegt an Beispielen aus dem Gesundheitswesen, dass Care sehr wohl auch neoliberal genutzt wird. Um so wichtiger, so ihr Votum, ist eine kritische Analyse, was jeweils unter Care verstanden werden möchte: Wer nutzt den Begriff, und wem nützt er?

Was wäre der Care-Revolution-Diskurs ohne eine Erörterung der Fragestellung, wie denn eine vom Lohnarbeitskorsett befreite „Arbeit am Leben“ finanziell organisiert und abgesichert werden könnte? Hierzu stellen wir zwei Beiträge zum Verhältnis von Care und Grundeinkommen vor, die einerseits den Heftschwerpunkt komplettieren, andererseits aber auch als Forumsbeiträge „für sich“ stehen.

Die für dieses Heft angekündigte Übersetzung des Beitrages von Bill Hughes „Civilising Modernity and the ontological Individuation of disabled people“ wird dann im Forum des kommenden Widersprüche-Heftes (135) erscheinen.

Der Beitrag von *Ina Praetorius* „Care und Grundeinkommen. Oder: Postpatriarchal gedacht macht das bedingungslose Grundeinkommen Sinn“ setzt auf ein erweitertes Verständnis von Ökonomie, das – im Gegensatz zur dominanten herrschenden Vorstellung von Ökonomie – bedürfnisbasierte Care-Tätigkeiten nicht ausblendet und die „androzentrische Zweiteilung“ höherer männlicher und niederer weiblicher Tätigkeiten überwinden kann. Nur im Kontext solchen Ökonomieverständnisses hat die Debatte um ein Grundeinkommen Sinn. Am Verlauf der Schweizer Volksinitiative 2012/2013 für ein bedingungsloses Grundeinkommen demonstriert sie aber auch die hartlebige Verwurzelung des traditionellen Ökonomieverständnisses.

*Roland Blaschke:* „Grundeinkommen und Carearbeit“ thematisiert die Figur des bedingungslosen Grundeinkommens im Hinblick auf dessen zu Ende gedachten Ansatz, selbstverständlich etwas zu bekommen, ohne dafür eine Gegenleistung erbringen zu müssen. Eine solche Perspektive gegenseitiger anerkannter Abhängigkeit muss jedoch nicht zu Zwangsbeziehungen führen, sondern beinhaltet ein hohes Maß an Freiheit. In einem zweiten Schritt überprüft Blaschke unterschiedliche feministische Theorie- und Handlungskonzepte daraufhin, ob und wie weit sie diesem Konzept einer Verschränkung von Care und Grundeinkommen folgen.

### Literatur

- Kremer, Monique 2007: How welfare states care. Culture, gender and parenting in Europe. Amsterdam (Changing welfare states)
- Haug, Frigga 2011: Das Care-Syndrom. Ohne Geschichte hat die Frauenbewegung keine Perspektive. In: Das Argument 292/2011, S. 345-364
- Madörin, Mascha 2007: Neoliberalismus und die Organisation der Care-Ökonomie. Eine Forschungsskizze. In: Denknetz (Hg.): Zur politischen Ökonomie der Schweiz. Eine Annäherung: Analysen und Impulse zur Politik. Zürich: Edition 8 (Jahrbuch/Denknetz, 2007), S. 141-162. Online verfügbar unter <http://www.denknetz-online.ch/IMG/pdf/Madorin.pdf>.
- Ostner, Ilona 2011: Care – eine Schlüsselkategorie sozialwissenschaftlicher Forschung? In: Adalbert Evers (Hg.): Handbuch Soziale Dienste. 1. Aufl. Wiesbaden, S. 461-481

### Die Redaktion

# express

ZEITUNG FÜR SOZIALISTISCHE  
BETRIEBS- & GEWERKSCHAFTSARBEIT



#### ■ Abgetreten?

Texte zu und aus Theorie & Praxis der internationalen ArbeiterInnenbewegung

#### ■ Absurd?

Perspektiven jenseits betrieblicher & nationaler Standortpolitik

#### ■ Alternativlos?

Elemente & Strategien einer gewerkschaftlichen Anti-Konzessionspolitik

#### ■ Anachronistisch?

Berichte über nationale & internationale Arbeitskämpfe

#### ■ Antizyklisch?

Debatten und Kommentare zur Politik der Ökonomie

#### express-Probeabo:

10 Euro (gg. Vk.) zahlen, die nächsten 4 aktuellen Ausgaben lesen

#### ■ express, 10/14 u.a.

Anton Kobel: »Karstadt, Tengelmann, Amazon & Co. – Im- und Expressionen aus dem Einzelhandel«

»Verkehrte Verhältnisse« – Interview mit Kirsten Huckenbeck über die Arbeit der Anlaufstelle MigrAr

»Fremdschämen am Einheitstag« – Protest gegen den polizeilichen Rauswurf von Flüchtlingen beim DGB Berlin-Brandenburg

»Kasernierung schadet allen« – ver.di-Sicherheitsleute zu den Misshandlungen in Flüchtlingsheimen

Errol Babacan und Murat Çakır: »Waffen für Demokratie?« – Über die internationale Solidarität mit dem kurdischen Rojava

»Go West« – Interview mit Kris Müller über eine Delegationsreise nach Kurdistan

Pit Wuhrer: »Jetzt hungern die Leute wieder – wie damals« – über 30 Jahre Bergarbeiterstreik in Großbritannien

Willi Hajek: »Fralib: Sieg der Teelefanten« – über den Erfolg der BetriebsbesetzerInnen in Marseille

Anton Kobel: »Blick zurück und Wissen für nach vorn!« – Sammelband zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Mannheim

Redaktion express  
Niddastraße 64  
60329 Frankfurt

Tel. (069) 67 99 84  
Email: [express-afp@online.de](mailto:express-afp@online.de)  
[www.express-afp.info](http://www.express-afp.info)



Michael May

## Auf dem Weg zu einem dialektisch-materialistischen Care-Begriff

### Zur Geschichte des Dualismus Produktion/Reproduktion

Seit Engels in seiner Schrift „Der Ursprung der Familie“ zwischen *Arbeit* (= *Produktion*) und *Familie* (= *Reproduktion*) (vgl. 1979: 27f.) unterschieden hat, beschäftigt dieser Dualismus die sich materialistisch verstehende Geschlechterforschung auf höchst unterschiedliche Weise. Ja, zum Teil hat dieser Dualismus sogar dazu geführt, dass die marxistische Theorie den Bereich der *Produktion* gänzlich in die Marx'sche Analyse des Kapitalverhältnisses aufzulösen trachtete, während der Bereich der *Reproduktion* im Feminismus patriarchatstheoretisch zu analysieren versucht wurde. Diese patriarchatstheoretischen Analysen unterlagen entweder durch einen geradezu zwangsläufigen Rückgriff auf die Biologie im Hinblick auf die unterschiedlichen *reproduktiven* Funktionen der Geschlechter der Gefahr einer ahistorischen Generalisierung deren hierarchischen Verhältnisses. Oder aber sie drohten, auf der anderen Seite in Partikularismus zu verfallen, indem sie auf unterschiedliche Weise die Verfügung über weibliche familiäre Arbeitskraft mit familienrechtlichen Bestimmungen zu verknüpfen suchten (vgl. May 1996: 46ff.).

Insgesamt hat dies in der Diskussion um *Patriarchat* und/oder *Kapitalismus* zu einer eher unfruchtbaren Konfrontation der Standpunkte geführt. Zudem gelang es den verschiedenen Versuchen einer Reformulierung des *Patriarchats*konzeptes dadurch nicht, die geschlechtshierarchische Arbeitsteilung vor allem im Bereich von *Reproduktionsarbeit* als ein eigenständiges soziales Herrschaftsverhältnis zu analysieren, das zwar jenseits des Kapitalverhältnisses entstanden ist, sich jedoch gerade *in* diesem Verhältnis *reproduziert* und darüber maßgeblich zur *Reproduktion* der kapitalistischen *Produktionsverhältnisse* mit beiträgt. Selbst verschiedene Versuche, im Begriff *kapitalistisches Patriarchat* die antithetische Gegenüberstellung von *Patriarchat* und *Kapitalismus* synthetisierend zu über-

winden (vgl. ebd.: 55ff.), vermochten den Dualismus zwischen *Produktion* und *Reproduktion* nicht aufzuheben. Entweder beschränkten sie sich auf eine bloße Übertragung aus ihrem Kontext herausgerissener Kategorien der Kritik der politischen Ökonomie auf eine abgehobene Analyse sehr eingegrenzt verstandener *Reproduktionsverhältnisse*. Oder aber sie reproduzierten diesen Dualismus, indem sie *patriarchale Geschlechterverhältnisse* als *strukturierten Überbau* zu bestimmen versuchten, der eine relative Autonomie gegenüber der *ökonomischen Basis* sowie eine je besondere Wirksamkeit besäße.

Demgegenüber war die als „Hausarbeitsdebatte“ (vgl. ebd.: 62ff.; Paulus 2013) bekannt gewordene Diskussion dann gerade umgekehrt dadurch gekennzeichnet, dass ein sehr eingegrenzter Bereich weiblicher *Reproduktionstätigkeiten* im Rahmen häuslicher Arbeit dadurch ins Verhältnis zur Marx'schen Werttheorie zu setzen versucht wurde, dass er entweder unter dem Gesichtspunkt der *Gebrauchswertproduktion* von Dienstleistungen und Gütern zum unmittelbaren Konsum oder aber unter dem der *Warenproduktion* im Sinne der (*Re-*)*Produktion* der Ware Arbeitskraft analysiert wurde. Indem aber so die Frage nach dem *Wert* – welcher bei Marx Inbegriff eines versachlichten, widersprüchlichen Ausbeutungsverhältnisses ist – im Vordergrund der Hausarbeitsdiskussion stand, musste trotz gegenteiliger Intention die dort geleistete *Reproduktionsarbeit* nahezu zwangsläufig als ein Anhängsel des Kapitalzusammenhangs erscheinen. Auf jeden Fall erfolgte so eine Entkonkretisierung sowohl der dabei realisierten *Arbeitsvermögen* wie der in der (generativen) *Reproduktion* der Arbeitskraft hergestellten *Gebrauchswerteigenschaften*. Entkonkretisiert wurden mit ihnen so zugleich auch die darüber nicht allein bei Frauen entstehenden Widerstandspotentiale gegenüber dem versachlichten kapitalistischen Ausbeutungsverhältnis.

Auch der Ansatz von Christine Delphy (1977; 1984), welcher die Institution der Ehe als einen Arbeitsvertrag zu fassen versuchte, durch den der Ehemann sich die unbezahlte Arbeit seiner Frau aneignet, die ihre Arbeitskraft nicht ohne Umstände auf den Arbeitsmarkt bringen und ebenso wenig ihre Arbeitsprodukte verkaufen könnte, von daher nicht über die 'Freiheit' der Lohnarbeiter verfüge, weil sie nicht ihre eigene Arbeitskraft besäße, führte in dieser Hinsicht nicht viel weiter. Zwar sieht sie darüber eine familiäre Produktionsweise und eine patriarchalische Ausbeutung konstituiert, der eine analytische Eigenständigkeit gegenüber der kapitalistischen Produktionsweise zugestanden werden müsse. Wenn sie aber glaubt, über eine Analyse dieser „family mode of production“ als einer Form, in der Produktion und Konsumtion zusammenfallen, die sozialen Beziehungen einer (*Re-*)*Produktion* des patriarchalen Systems zu erfassen, vernachlässigt sie, dass dieses Zusammenfallen ein Kennzeichen aller sozialer Dienstleistungsproduktion

ist (vgl. Madörin 2007: 142) und damit auch der unter kapitalistischen Produktionsverhältnissen. Damit wird der Engels'sche Dualismus zwischen *Produktion* und *Reproduktion* erneut reproduziert. Zudem bleibt der „enge[], dialektische[] Zusammenhang [...] zwischen den konkreten Bedingungen der Produktion und Reproduktion des Lebens und den Denk- und Rechtsformen der Menschen“ (Gerhard 1978: 10) in ihrer Konzentration auf die von Frauen für den Mann geleistete familiäre Produktion von Gütern und Dienstleistungen eigentümlich blass, wie ganz generell der Bereich der Reproduktion des Lebens in ihren Überlegungen kaum Berücksichtigung findet.

Eine in dieser Hinsicht weitergehende Perspektive, die auch die benannten Blindstellen der Hausarbeitsdebatte auszugleichen vermag, nehmen Ellen Bareis und Helga Cremer-Schäfer in ihrer Auseinandersetzung mit dem Haushalt ein, wenn sie in diesem Zusammenhang *Reproduktionsarbeit* „als einen allgemeinen Oberbegriff für alle Tätigkeiten von Menschen, mittels derer sie sich gesellschaftliche Teilnahme organisieren“ (2013: 166) einführen und ihn damit gerade „nicht auf die Herstellung der Funktionsfähigkeit und der Qualifikation der (Lohn-)Arbeitskraft“ (ebd.) eingrenzen. Dabei führen sie Überlegungen der Arbeitssoziologie weiter, „die 'Reproduktionsarbeit' als notwendige Voraussetzung von Erwerbsarbeit *und gleichzeitig* als konstitutives Element subjektiver Widerständigkeit gegen die Vernutzung von Arbeitskraft im kapitalistischen Produktionsprozess konzipieren“ (ebd.). Wenn sie mit ihrem Begriff von „Organisieren“ ansprechen, dass im Rahmen von Reproduktionsarbeit „die dafür notwendigen Ressourcen – die Mittel des Lebens – in Gebrauch zu nehmen“ (ebd.) sind, weisen sie zudem ausdrücklich darauf hin, dass „gesellschaftliche Teilnahme, 'Partizipation', [...] auch Formen ein[schließt], sich in einer anderen als der herrschenden Arbeits- und Lebensweise entfalten [zu] können“ (ebd.). Nachdrücklich heben sie in diesem Zusammenhang hervor, dass Reproduktionsarbeit – vor allem im Rahmen von „Kämpfe[n] in der Reproduktionsarbeit“ (ebd.) – sogar „eine Veränderung der Welt bezwecken“ (ebd.) könne. Gerade mit ihrem Anschluss an die dargelegten arbeitssoziologischen Überlegungen und ihrem Begriff eines In-Gebrauch-Nehmens von „Mitteln des Lebens“ bleiben jedoch selbst sie zumindest latent noch dem Dualismus von Produktion und Reproduktion verhaftet.

Dies wird auch in ihrer Zusammenstellung des „am Ort des Haushalts“ zusammenkommenden „Formen von Arbeit“ (ebd.) deutlich. Sie unterscheiden:

- „die alltägliche, banale, aber zeit- und kraftaufwendige Haus- und Eigenarbeit (Waschen, Kochen, Putzen, Einkaufen, Reparieren, Geld verwalten, Planen, Sorge tragen etc. pp.),



- die Umwandlung von Waren und von bürokratisch bzw. expertokratisch angebotenen sozialen Dienstleistungen in Ressourcen mit 'Gebrauchswerten' für das Betreiben eines eigenen Lebens; wir sprechen von 'Nutzbarmachung' [...] der etablierten sozialstaatlichen Wohlfahrt (Bearbeitung der administrativen Anforderungen und Blockierungen: Anträge, Steuererklärungen, Versicherungs-bürokratien etc.),
- die mehr oder weniger bedingungslose bzw. parteiliche Mobilisierbarkeit von 'guten Diensten' zur Bewältigung von Lebenskatastrophen, in Not- und Ausschluss-situationen (Einspringen, eigene Pläne umwerfen, mit Geld aushelfen, mit Tipps und Alltagsexpertise die zuvor genannte Arbeit ermöglichen etc.) und schließlich
- die nur begrenzt 'gegenseitig' zu organisierende Arbeit der Betreuung und Versorgung von Haushaltmitgliedern, die sich temporär oder dauerhaft in einer extremen (doch nicht seltenen) Situation der 'Abhängigkeit' befinden (carework)" (ebd.: 166f.)

### Zur Reproduktion bzw. Verschiebung des Dualismus von Produktion/Reproduktion in der Care-Debatte

Wenn Bareis und Cremer-Schäfer in dieser Weise auf einen breit angelegten Begriff von *Reproduktionsarbeit* zurückgreifen, dann korrespondiert dies sehr stark mit dem, wie auch Gabriele Winker (2010: 170) diesen Begriff füllt. Auch sie engt Reproduktionsarbeit nicht auf die (Wieder-)Herstellung von Arbeitskraft ein, sondern fasst darunter alle nicht warenförmigen, gebrauchswertorientierten Tätigkeiten menschlicher Reproduktion. Während jedoch Bareis und Cremer Schäfer *carework* sehr eingegrenzt als Teil von *Reproduktionsarbeit* fassen, werden heute „in der internationalen Fachdebatte unter Care-Tätigkeiten meistens alle unbezahlten Arbeiten im Haushalt und alle bezahlten und unbezahlten Betreuung- und Pflegearbeiten verstanden“ (Madörin 2007: 142).

Doch auch die *Care*-Debatte ist noch stark durch den Dualismus von *Produktion* und *Reproduktion* geprägt. Wenn sie diesen nicht – wie Bareis und Cremer-Schäfer – durch einen eng gefassten und von Prozessen gesellschaftlicher *Produktion* losgelösten Begriff von *Care* reproduziert, verschiebt sie ihn: So bei dem sehr umfassenden, sogar weit über die von Winker oder Bareis und Cremer-Schäfer vorgeschlagenen Begriffe von *Reproduktionsarbeit* hinausgehenden, selbst privatkapitalistisch organisierte Reparaturarbeiten einschließenden *caring*-Begriff, wie er von Joan Tronto (1993) in die Debatte eingebracht wurde. Diese fasst *caring* „as a species activity that includes everything that we do to maintain, continue, and repair our 'world' so that we can live in it as well as possible. That includes our bodies, our selves, and our environment, all of which we seek to interweave in a complex, life sustaining web“ (ebd.: 103).

Mit dieser Definition vermeidet Tronto zwar *caring* als eine spezifisch *weibliche* Sorgetätigkeit zu charakterisieren. Indem sie einen sehr oberflächlichen, an der erhaltenden bzw. reparierenden Funktion orientierten Zusammenhang dieser Sorgearbeit mit anderen gesellschaftlichen *Reproduktionstätigkeiten* konstruiert, verschiebt sie aber bloß den klassischen Dualismus zu einem funktionsbezogenen Unterschied zwischen einer nun so etwas weiter gefassten *Reproduktion* und einem von ihr auf die Funktion der Erzeugung bzw. Neukreation eingegengten Begriff von *Produktion*. Zugleich werden damit von ihr jedoch vom Inhalt der Tätigkeit nahezu ineinander übergehende Tätigkeiten künstlich auseinandergerissen. Gerade bei menschlicher Sorgetätigkeit ist sogar analytisch häufig kaum auseinanderzuhalten, ob es sich um eine rein *reproduktive* handelt, oder nicht zugleich auch um eine erzeugende, im Sinne von *Bildungsprozesse* befördernde oder anregende. Im letzteren Falle wären diese Tronto (vgl. ebd.: 104) zufolge dann nicht mehr als *caring* zu bezeichnen.

Neben der erhaltenden, reparierend-reproduzierenden Funktion sieht Tronto (vgl. ebd.: 127ff.) *caring* durch einen spezifischen formalen Arbeitsablauf gekennzeichnet: *Carer* müssen zunächst im *caring about* über *attentiveness* Bedarfe entsprechend interpretieren, um dann aufgrund ihrer *competence* die richtigen Schritte einzuleiten. Stoßen sie damit im *care taking* auf eine *responsiveness* der *objects of care* kann der *care process* erfolgreich durchlaufen werden. Ilona Ostner (vgl. 2011) hat die mit dieser geradezu formal-operationalen Definition verknüpfte Intention Trontos herausgestrichen, nicht nur einer Vergeschlechtlichung von Sorgetätigkeiten als weiblicher entgegenzusteuern. Indem es „Tronto hauptsächlich um ein überindividuelles *caring about* und um überindividuelle Nöte geht, dem/denen dann die Übernahme von Verantwortung und schließlich der konkrete Akt der Wiederherstellung folgen (*taking care of*)“ (ebd.: 466), habe sie darüber hinaus zugleich die Familiarisierung von Sorge sozialstaatlich aufzubrechen versucht. So habe sie – wie Ostner hervorhebt – die Gefahr gesehen, „dass man sich mehr um die eigenen Leute sorgte als um die fremden, weiter entfernten und dass man sich an eine besondere bedürftige Person stärker band als an eine beliebige andere“ (ebd.: 467).

Aus dieser Perspektive Trontos heraus brauchen *carer*, um ihrer Aufgabe gerecht zu werden, keine besondere (emotionale) Beziehung zu den oder Bindung an die *objects of care* zu haben. Damit aber verfehlt Trontos breite Definition von *caring* und ihr formalistisches Modell des *care process* das Spezifikum von Sorgearbeit. Denn – wie Ilona Ostner herausstreicht – ist „Sorgearbeit [...] nicht zu trennen von der je spezifischen Beziehung zwischen demjenigen, der sorgt, und demjenigen, der versorgt, betreut, gepflegt wird“ (ebd.: 468). Sorgearbeit sei so „vielleicht

(handanlegende) Arbeit, aber vor allem 'Beziehungs'arbeit" (ebd.), wobei sich sogar „einige Sorgebeziehungen [...] durch einen Überschuss an 'Beziehung' [...] und in der Folge durch eine andere Qualität der Sorge" (ebd.) auszeichneten. Überzeugend legt Ostner in diesem Zusammenhang dar, dass Care-Arbeiten schon allein „deshalb gefühls-, weil berührungsintensiv, wenn nicht gar invasiv sind [...], weil sie 'kulturell gesetzte Distanzen zwischen Menschen' [...] außer Kraft setzen" (2011: 470).

Dass solche bereits in der bundesrepublikanischen Diskussion der 1980er Jahre zu personenbezogenen Dienstleistungen herausgearbeiteten Erkenntnisse zur Bedeutung eines „berufsgemessenen Gefühlsmanagement" (ebd.: 469), zu dem „dann auch die Arbeit an den unvermeidbaren Asymmetrien in der Beziehung zwischen Dienstleistendem und Dienstempfänger" (ebd.) gehört (vgl. dazu auch Madörin 2007), „in der aktuellen *care* Debatte selten" (Ostner 2011: 470) geworden seien, führt Ostner darauf zurück, dass entsprechende „Mikroanalysen des Sorgegeschehens" (ebd.) zunehmend durch „Makroanalysen – so z.B. eine Politische Ökonomie der 'Care Arbeit' – [...] abgelöst" (ebd.) wurden. In ihrer entsprechenden historischen Rekonstruktion der Debatte verweist sie (vgl. ebd.: 464f.) auf eine Akzentverschiebung der Thematisierung von „*Care* [...] zunächst als *Arbeit*, dann als bereichsübergreifender *Status* der Mitglieder einer Gesellschaft [...], an den subjektive soziale Rechte geknüpft waren bzw. sein sollten" (ebd.) und betont bezüglich Letzterem das zugleich doppelte „Recht, Betreuung und Pflege entsprechend geregelter Vorgaben zu erhalten, und [...] selbst Betreuung und Pflege – und zwar wiederum im geregelten Rahmen – anbieten zu können, sofern man dies wollte" (ebd.).

Dass Mikro- und Makroanalysen durchaus miteinander verknüpft werden können – ja, darüber sich sogar Indikatoren zur Identifizierung unterschiedlicher *care regimes* im Rahmen vergleichender Wohlfahrtsforschung gewinnen lassen – zeigen vor allem die Arbeiten von Mary Daly und Jane Lewis (1998; 2000). Von daher fokussieren diese sehr stark die *Produktionsverhältnisse* von Sorgearbeit. Ihre Definition von *social care* umgreift jedoch durchaus auch deren *Produktivkräfte*: So fassen sie *social care* als „activities" (1998: 6) – später ergänzten sie: „and relations" (2000: 285) – „involved in meeting the physical and emotional requirements of dependent adults and children, and the normative, cost and social frameworks within which this work is assigned and carried out" (1998: 6; 2000: 285). Ob dabei „relations" sowie „normative, cost and social frameworks" eher den Produktivkräften oder den Produktionsverhältnissen zuzurechnen sind, lässt sich analytisch nicht objektiv von außen, sondern nur jeweils konkret aus der Perspektive der Sorgearbeit Leistenden bestimmen.

Auf den ersten Blick noch stärker scheint diese zugleich Produktivkräfte wie Produktionsverhältnisse im Blick haltende Perspektive zum Ausdruck zu kommen, wenn Mary Daly *caring* sowohl als „an expression of the connectedness of social beings and a means of achieving such connectedness" (2001: 34) fasst. „Connectedness" wäre dann synonym zum Begriff der Produktionsverhältnisse und „means of achieving such connectedness" zu dem der Produktivkräfte zu lesen. Hervorzuheben wäre aber auch hier, dass nicht nur „means of achieving [...] connectedness", sondern auch „connectedness" selbst als Produktivkraft wirksam zu werden vermag.

### Zur Diskussion der vorgeschlagenen unterschiedlichen Füllungen des Care-Begriffes

Zwar scheint es Daly durch diese sehr allgemein gehaltene Fassung von *caring* zu gelingen, den auf Engels zurückgehenden Dualismus zwischen Produktion und Reproduktion nicht derart zu reproduzieren, wie in ihrer vorhergehenden, gemeinsamen mit Jane Lewis verfassten Definition aufgrund der Engführung auf „dependent adults and children" (1998: 6; 2000: 285). Der Preis hierfür ist jedoch, dass „connectedness" von ihr in einer Weise abstrahiert wird, dass deren höchst unterschiedliche Anlässe und Qualitäten aus dem Blick geraten. So ist doch die über ökonomische Abhängigkeiten oder gar ein tayloristisches Produktionsregime auferlegte „connectedness" wohl kaum zu vergleichen mit der aufgrund eines sexuellen Begehrens. Und während es zwar gegenwärtig durchaus Bestrebungen gibt, auch Sexarbeit unter dem Care-Begriff zu fassen, ist mir kein Ansatz bekannt, diesen auch auf das Management von Beziehungen im Bereich von Wirtschaft oder Warenproduktion auszuweiten.

Wenn Ilona Ostner oder Mascha Madörin den Aspekt (emotionaler) Beziehungsarbeit als eine sich aus der Tätigkeit von Sorgearbeit und sozialer Dienstleistungsproduktion selbst heraus ergebende Notwendigkeit herleiten, beschreiben sie zwar einen sehr viel weniger abstrakten Kern von Care, welcher zugleich auch ein inhaltlich verbindendes Element zwischen den darunter subsumierten Arbeiten und Tätigkeiten beschreibt. Selbst durch den Einbezug sozialer Dienstleistungsproduktion wird aber der Dualismus zwischen Produktion und Reproduktion noch nicht überwunden. Zudem wäre auch ihr Begriff von Beziehungsarbeit analytisch sowohl nach Seiten der darin zum Einsatz kommenden und darüber zugleich verwirklichten Produktivkräfte, wie auch der Produktionsverhältnisse hin auszuloten, die ja selbst in ein und derselben Gesellschaft durchaus ganz unterschiedlich ausgestaltet sind. So bekennt Mascha Madörin, dass sie sich

„zunehmend frage [...], ob es nicht wichtig wäre, zu unterscheiden zwischen den bezahlten und unbezahlten Care-Tätigkeiten für Menschen, die selbst nicht in der Lage sind, für sich selbst finanziell und durch unbezahlte Arbeit teilweise oder ganz zu sorgen (Kinder, gebrechliche und kranke Erwachsene), und den Care-Tätigkeiten, die für alle wichtig sind“ (2007: 143).

Und so weist sie geradezu süffisant darauf hin, dass „die geplätteten Unterhosen für den voll arbeitsfähigen Ehepartner wegzuräumen, [...] ökonomisch gesehen nicht dasselbe [ist], wie die Wäsche für das kleine Kind wegzuräumen oder für eine gehbehinderte erwachsene Person einkaufen zu gehen. Das explizite oder implizite Tauschverhältnis ist ein anderes“ (ebd.).

Implizit verweist auch Margit Brückner auf die unterschiedlichen *Produktionsverhältnisse*, wenn sie hervorhebt, dass *carework* den gesamten Bereich „familialer und institutionalisierter Aufgaben der Gesundheitsversorgung, der Erziehung und der Betreuung im Lebenszyklus (Kinder, pflegebedürftige und alte Menschen) sowie der personenbezogenen Hilfe in besonderen Lebenssituationen“ (2004: 9) umfasse. Denn hinter den familialen und institutionalisierten Aufgaben verbergen sich ja höchst unterschiedliche Produktionsverhältnisse von *carework*. Doch auch ihre Definition vermag den Dualismus zwischen *Produktion* und *Reproduktion* nicht aufzubrechen

Mit Ostners (2011: 464f.) Verweis auf die veränderte Thematisierungsweise von „*Care* [...] zunächst als *Arbeit*, dann als bereichsübergreifender *Status* der Mitglieder einer Gesellschaft [...], an den subjektive soziale Rechte geknüpft waren bzw. sein sollten“ (ebd.) deutet sich bereits an, dass in der Care-Debatte neben einem analytischen zugleich auch ein emphatischer Begriff von *Care* diskutiert wird. Das von ihr in diesem Zusammenhang angesprochene gleich doppelte „Recht, Betreuung und Pflege entsprechend geregelter Vorgaben zu erhalten, und [...] selbst Betreuung und Pflege – und zwar wiederum im geregelten Rahmen – anbieten zu können“ (ebd.), zielt dabei eindeutig auf die Produktionsverhältnisse von Sorgearbeit. Mary Daily (2001: 34) bringt darüber hinaus eine auf die Care-Produktion selbst ausgerichtete emphatische Dimension zur Sprache, wenn sie neben ihrer schon angesprochenen, Produktivkräfte wie Produktionsverhältnisse gleichermaßen analytisch im Blick haltenden allgemeinen Definition von *caring*, zugleich auch darauf verweist, dass es „as an ethical practice [...] attentiveness, responsibility, competence and responsiveness“ erfordert.

Wie Ostner und Madörin (s.o.) gezeigt haben, lässt sich diese ethische Anforderung vom Charakter und den Notwendigkeiten von (emotionaler) Beziehungsarbeit selbst herleiten. Sogar in sozialer Dienstleistungsproduktion unter kapitalistischen Produktionsverhältnissen scheint eine Einlösung der von Daily

für „caring as an ethical practice“ herausgearbeiteten Prinzipien insoweit unabdingbar, als darüber die (Ko-)Produktion der Nutzenden sicher zu stellen ist. Die entsprechenden Notwendigkeiten (emotionaler) Beziehungsarbeit aber sind ebenso wie die, sozialer Dienstleistungsproduktion letztendlich ihrem (Arbeits-)Gegenstand selbst geschuldet. Wie aber ist dieser zu bestimmen?

Schon kritisiert wurde, dass Mary Daly und Jane Lewis in ihrer Definition von *social care* deren Gegenstand auf „physical and emotional requirements of dependent adults and children“ (1998: 6; 2000: 285) eingrenzen, weil sie dadurch den Dualismus zwischen Produktion und Reproduktion nicht aufzuheben vermögen. Gleiches gilt, wenn Margit Brückner diesen Gegenstand mit ihrer Umschreibung als „Aufgaben der Gesundheitsversorgung, der Erziehung und der Betreuung im Lebenszyklus [...] sowie der personenbezogenen Hilfe in besonderen Lebenssituationen“ (2004: 9) etwas weitet. Was diese Aufgaben und damit den (Arbeits-)Gegenstand von *carework* ausmacht, bleibt darüber hinaus ebenso blass wie das Verbindende zwischen den von ihr aufgelisteten Aufgaben.

### Vorüberlegungen zu einer Neubestimmung des (Arbeits-)Gegenstandes emotionaler Beziehungsarbeit

Mein hier zur Diskussion gestellter Vorschlag ist, den Arbeitsgegenstand emotionaler Beziehungsarbeit als (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* zu bestimmen. *Menschliche Subjektivität* habe ich (vgl. May 2004) vorgeschlagen, als *lebendige Arbeit* von *Selbstregulierungen* zu fassen, die in und durch Reibung der nach allseitiger Verwirklichung strebenden menschlichen Sinnes-Vermögen mit sozialen und dinglichen Objekten freigesetzt wird, um in immer subtileren Wechselwirkungen jene Gesetze herauszuarbeiten, nach denen diese Objekte mit den sich auf diese Weise funktional weiter ausbildenden menschlichen Sinnen und Organen kooperieren (vgl. ebd.: Kap. 3.3).

Zur Arbeit am Gegenstand *menschlicher Subjektivität* bedarf es Arbeitsvermögen, wie Sensibilität, Empathie, mimetische Vermögen, Spontaneität und Kreativität. Diese sind allesamt dadurch gekennzeichnet, dass sie sich sowohl einer *Selbst-* wie *Fremdregierung* (Kessl 2005: 98) entziehen und sich dadurch auch nicht enteignen lassen, weil sie sich eben nur selbstreguliert verwirklichen. Sich selbst vorzunehmen, spontaner oder kreativer zu sein, erweist sich als ebenso fruchtlos wie der Appell anderer, empathischer zu sein, bewirkt solche Order für Gewöhnlich doch eher das Gegenteil. Und wenn Bareis und Cremer-Schäfer „unter ‚Freundlichkeit‘ [...] in Brecht’scher Manier eine Praxis des Wohlwollens, der Fürsorglichkeit und der Wertschätzung [verstehen], die (zumindest in den

Gedichten und Geschichten von Brecht) immer wieder erbracht wird, ohne dass eine Vorleistung gegeben oder eine Gegenleistung erwartbar wäre“ (2013: 171), und darauf verweisen, dass diese „Freundlichkeit [...] sich weder durch Organisation steuernd oder bürokratisch noch warenförmig herstellen“ (ebd.) lässt, dann gehört diese Art Freundlichkeit zweifellos auch zu den Produktivkräften *menschlicher Subjektivität*.

Mit ihrem Verweis, dass sich Freundlichkeit nicht „warenförmig“ herstellen lässt, haben sie ein weiteres gemeinsames Kennzeichen aller dieser zur (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* notwendigen Arbeitsvermögen benannt. Sie sind damit weder akkumulier- noch kapitalisierbar. Sie eignen sich nicht einmal dazu, als Privateigentum behandelt zu werden, verlieren diejenigen, die zur Produktion *menschlicher Subjektivität* solche Vermögen entäußern, diese ja nicht. Ganz im Gegenteil lassen sich solche Vermögen erst durch ihre Entäußerung entwickeln und verwirklichen<sup>1</sup>. Wie die ebenfalls durch diese Arbeitsvermögen produzierten und zum Kern *menschlicher Subjektivität* gehörenden „Formen lebendigem Wissens“, die nach Andre Gorz' (2004: 31) Analyse im gegenwärtigen Kapitalismus „zur Hauptquelle von Wert und Profit“ (ebd.) werden, wirken sie in dieser Weise zwar als *Quelle* des Reichtums wie Produktivkräfte, allerdings „ohne allein das zu sein, und ohne ein notwendiges Produktionsmittel werden zu müssen“ (ebd.: 63). Vielmehr stellen sie als „Sinnquelle und Selbstzweck“ (ebd.) bereits selbst einen Reichtum da. Ja, in den zur Produktion des Arbeitsgegenstandes *menschlicher Subjektivität* notwendigen Arbeitsvermögen manifestiert sich schon selbst der Kern dessen, was sie zu (re-)produzieren trachten: eben *menschliche Subjektivität*.

Auch weil es in der kapitalistischen Produktionsweise ganz zentral darum geht, Arbeitszeit zu sparen, die Freisetzung und Verwirklichung der zur (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* notwendigen Arbeitsvermögen, aber einem eigenen selbstregulierten Zeitrhythmus folgt, der sich ebenfalls einer *Fremdregierung* entzieht, sind diese Vermögen innerhalb der ganz auf Arbeitszeitverkürzung, Akkumulation und Warenproduktion ausgerichtete kapitalistische Produktionsweise nicht herstellbar, sondern erfordern eine eigene Produktionsweise. In dieser fallen nicht nur Produktion und Konsumtion zusammen, sondern deren Produktivkräfte sind in skizzierter Weise schon wesentlicher Teil des Produktes selbst. Die Ökonomie, der diese Produktionsweise folgt, lässt sich als eine *lebendiger Arbeit*

1 In mystifizierter Form bringt dies die Theorie des Sozialkapitals zumindest dadurch zum Ausdruck, dass sie diese Kapitalart als eine Ressource charakterisiert, die durch erhöhte Nachfrage und Nutzung eher anwüchse als abnahme und bei Nichtnutzung sogar ganz verschwände (vgl. May 2004 b: 85).

charakterisieren, während es sich bei der kapitalistischen Produktionsweise – wie Marx herausgearbeitet hat – um eine Ökonomie *toter Arbeit* handelt.

Marx hat mit dem Begriff *tote Arbeit* zu verdeutlichen versucht, dass Kapital oder Maschinen aus sich selbst heraus keinen eigenen Wert produzieren, weil sie selbst aus *lebendiger Arbeit* hervorgegangen sind und als in dieser Weise eben *tote Arbeit* ohne weiteres Hinzufügen *lebendiger Arbeit* gar nichts produzieren. Auch die Produktion *menschlicher Subjektivität* muss auf *tote Arbeit* in Form bestimmter Rituale, die sich in der zwischenmenschlichen Beziehung und der Gesellschaft ausgebildet haben, Normen oder sogar bestimmte Methoden und Techniken der Kommunikation und Interaktion zurückgreifen. Erst in Kombination mit der jeweils zugesetzten und für die Produktion *menschlicher Subjektivität* entscheidenden *lebendigen Arbeit* solcher Vermögen, wie Empathie, Spontaneität etc., aus der sie zu einem groß Teil hervorgegangen sind, die sich aber gerade nicht in *tote Arbeit* verwandeln lassen, bilden sie gemeinsam die Produktivkräfte zur Produktion *menschlicher Subjektivität*. Selbst die menschlichen Sinne und Organe, die in diesem Produktionsprozess zum Einsatz kommen, sind in dieser Weise als *tote Arbeit* zu begreifen. Beispielsweise entstehen die neuronalen Vernetzungen unseres Gehirns erst im Denken, Fühlen und Handeln und bewirken ohne die *lebendige Arbeit* von *Selbstregulierungen*, die auf den verschiedensten Ebenen des menschlichen Organismus in und durch Reibung seiner nach allseitiger Verwirklichung strebenden menschlichen Sinnes-Vermögen mit sozialen und dinglichen Objekten freigesetzt werden, gar nichts (vgl. May 2004: Kap. 3.2).

Dabei unterliegt dieser Teil als *tote Arbeit* habituell und in Ritualen sowie Kommunikationstechniken vergegenständlichter Produktivkräfte zur (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* subtilen gesellschaftlichen Prägungen – selbst dann, wenn die (emotionale) Beziehungsarbeit, in der sie zum Einsatz gebracht werden, ganz auf Unmittebarkeit ausgerichtet sein sollte (vgl. ebd.: Kap. 5). Somit gilt für diesen Anteil *toter Arbeit* in den Produktivkräften *menschlicher Subjektivität*, was Marx ganz allgemein hinsichtlich der „im ersten Beginn als naturwüchsig erscheinen(den)“ (1974: 18) Bedingungen und Voraussetzungen der Produktion ausführte: Durch den Prozess der Produktion selbst werden diese „aus naturwüchsigen in geschichtliche verwandelt“ (ebd.). (Emotionale) Beziehungsarbeit zur (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* ist somit stets – wie Negt/Kluge (1981: 893) herausgearbeitet haben – durch einen in ihr arbeitenden Widerspruch gekennzeichnet „zwischen lebendig sein und der Unmöglichkeit, auf tote Arbeit verzichten zu können“ (ebd.), wobei die Frage, ob die lebendige oder die tote Arbeit den Ausschlag gibt, von zentraler Bedeutung ist. Denn *tote Arbeit*, wenn sie die Macht über die *lebendige* gewinnt, tendiert immer dazu, jene Bedingun-

gen zu reproduzieren, aus denen heraus sie entstand<sup>2</sup>. Ein zentrales Kennzeichen *menschliche Subjektivität* hingegen ist deren Veränderung.

Hinzu kommt, dass diese *tote Arbeit* als Produktionsmittel zur (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* gesellschaftlich ganz unterschiedlich distribuiert ist. Historisch akkumuliert ist sie vor allem in der weiblichen Arbeitskraft, weil diese nahezu in allen Gesellschaftsformationen in besonderem Maße mit (emotionaler) Beziehungsarbeit betraut ist und genau darüber entsprechende Vermögen auszubilden vermag. Aber auch soziokulturell manifestieren sich in unserer Gesellschaftsformation unterschiedliche Distributionsweisen. So zeigen von Bierhoff-Alfermann (1989: 79 ff.) gesichtete Untersuchungen aus dem Bereich der Androgynieforschung, dass die Fähigkeit, in einer unstrukturierten Interaktionssituation „sich variabel auf Interaktionspartner einzustellen“ (ebd.: 85), in bildungsorientierten Milieus sehr viel stärker als in anderen verbreitet ist. Dies betrifft allerdings nun nicht nur die im Rahmen der weitgehend einer Ökonomie *toter Arbeit* verpflichteten Theorie des Sozialkapitals eventuell (z.B. bei Bourdieu 1983) mit gesehenen Quantität zur Verfügung stehender Beziehungsmuster. Berührt davon wird auch der Anteil *lebendiger Arbeit* mimetischen Vermögens. Und darüber vermittelt geht es fernerhin um die Verteilung der Fähigkeit, angemessen mit jenem in der Beziehungsarbeit ständig arbeitenden Widerspruch umgehen zu können, „zwischen lebendig sein und der Unmöglichkeit, auf tote Arbeit verzichten zu können“ (Negt/Kluge 1981: 893).

### Zur Entwicklung des Anteils *lebendiger Arbeit* an den Produktivkräften

Eine vorgängige Produktion dessen, was ich als *menschliche Subjektivität* bezeichnet habe, ist in gewissem Maße für alle gesellschaftlichen Produktionsprozesse erforderlich. In der materiellen Güterproduktion kommt diese vor allem in dem zum Tragen, was Michel Polanyi (1985) als *implizites Handlungswissen* bezeichnet hat. Sein Begriff von *tacit knowledge* lässt sich in der von mir präferierten Theoriesprache als *tote Arbeit* gelingender *Selbstregulierungen* in der Kooperation menschlicher Sinne und Organe untereinander sowie mit den jeweiligen dinglichen Objekten der Außenwelt reformulieren. Polanyis Begriff von *tacit knowing* hingegen verweist aus meiner Perspektive auf die situativ jeweils neu zuzusetzende *lebendige Arbeit* – vor allem in Gestalt mimetischer

2 Erst vor diesem Hintergrund gewinnt die Theorie selbstreferentieller Systeme (vgl. Luhmann 1984) ihre Plausibilität.

Vermögen – damit die Muster gelingender Selbstregulierungen in den entsprechenden Kooperationsverhältnissen jeweils optimierend neu justiert werden und der auch im *impliziten Handlungswissen* ständig arbeitenden Widerspruch „zwischen lebendig sein und der Unmöglichkeit, auf tote Arbeit verzichten zu können“ (Negt/Kluge 1981: 893) entsprechend ökonomisch ausbalanciert wird. Denn wenn die im Produktionsprozess auftauchenden Probleme auf der Basis der *toten Arbeit* eines *tacit knowledge* bearbeitbar erscheinen, kann der für ein Zusetzen *lebendiger Arbeit* notwendige Energieaufwand entsprechend gering gehalten werden. In dem Maße aber, in dem umgekehrt die *lebendige Arbeit* eines *tacit knowing* im Produktionsprozess von Gütern zur Verwirklichung kommt, wird nicht nur an diesen, sondern zugleich auch am Gegenstand *menschlicher Subjektivität* gearbeitet.

Dies gilt erst recht für jene Formen „immaterieller Arbeit“, die im Wesentlichen auf der Fähigkeit basieren, „sich mit anderen zu verständigen und zu kooperieren“ (Gorz 2004: 19). Wie „Formen lebendigem Wissens“ (ebd.: 31) setzen diese ein hohes Ausmaß vorgängig produzierter *menschlicher Subjektivität* voraus. Zugleich aber wird in solchen Arbeitsformen stets auch am Gegenstand *menschlicher Subjektivität* gearbeitet: In welchem Ausmaß hängt, entscheidend von den Produktionsverhältnissen ab, unter denen diese Arbeit geleistet wird. Auf unbefristeten Stellen der Hochschulen scheint dies weit eher möglich zu sein als in den sehr viel stärker kapitalistischen Verwertungszwängen ausgesetzten Entwicklungsabteilungen profitorientierter Konzerne. Dass in bildungsorientierten Milieus die Fähigkeit, in einer unstrukturierten Interaktionssituation „sich variabel auf Interaktionspartner einzustellen“ (Bierhoff-Alfermann 1989: 85), stärker ausgeprägt ist als in anderen soziokulturellen Milieus, lässt sich vor diesem Hintergrund vor allem aus den breiteren Einsatzmöglichkeiten dieser Fähigkeiten in deren Berufsleben erklären.

Obwohl die kapitalistisch wertschaffende Produktion – wie Gorz (2004) überzeugend herausgearbeitet hat – immer stärker der lebendigen Arbeit solch assoziativer Vermögen bedarf, ist ihr Wirken dort zumeist weitgehend durch den schematischen Blick der Mittel-Zweck-Perspektive verdeckt. Die mag auch ein Grund sein, weshalb Polanyi von *tacit* (= stillschweigendem) *knowledge* und *knowing* spricht. Dass dieses *implizite Handlungswissen* sich als Könnerschaft nicht verwirklichen lässt, wenn die darüber Verfügenden aufgefordert werden, es in seiner Verwirklichung zu explizieren, verweist darauf, dass sich über die darunter gefassten assoziativen Vermögen ganz generell nicht instrumentalistisch verfügen lässt. Da sie – wie schon skizziert – nur selbstreguliert (vgl. May 2004: bes. 144ff.) aus der Unmittelbarkeit von Beziehungsverhältnissen entstehen – sowohl

im Binnenverhältnis einer Person, wo assoziativ z.B. eine neue Idee entsteht, als auch im mimetischen Beziehungsverhältnis zu Objekten der äußeren (zweiten) Natur – lassen sich diese Arbeitsvermögen, die zur (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* notwendig sind und bereits selbst zu deren Kern zählen, auch nicht kapitalistisch produzieren. Als „nicht quantifizierbare, [...] nicht auf dem Markt tauschbare“ (Gorz 2004: 68) Ressource, welche sich als „positive Externalität“ – wie Gorz schreibt – quasi „von selbst produziert hat und sich fortwährend weiter produziert“ (ebd.: 20), lassen sich die sowohl in der immateriellen (Wissens-)Arbeit wie bei der Produktion *menschlicher Subjektivität* zum Einsatz kommenden assoziativen Arbeitsvermögen aber sehr wohl kapitalistisch ausbeuten. In der französischen Diskussion wurde diesbezüglich der Begriff „Ausbeutung zweiten Grades“ geprägt.

Gorz' Rede von einer „positiven Externalität“, die sich „von selbst produziert hat und sich fortwährend weiter produziert“ (ebd.), bedeutet nun aber keineswegs, dass deren (Re-)Produktion aus dem Nichts heraus erfolgt, sondern verweist – in meiner Lesart – lediglich auf den *selbstregulierenden* Charakter der Arbeitsvermögen, aus denen sich Formen immaterieller (Wissens-)Arbeit speisen. Zu deren (Re-)Produktion ist ganz im Gegenteil – wie skizziert – eine eigene Produktionsweise erforderlich. Prinzipiell kann diese unter allen möglichen Produktionsverhältnissen praktiziert werden. Allerdings erweisen sich auf Privatisierung basierende Produktionsverhältnisse – im kapitalistischen Betrieb nicht anders als in der Familie – eher als ein Hemmnis zur Entwicklung vor allem des Anteils *lebendiger Arbeit* an den Produktivkräften, lässt sich doch der damit assoziierte Beziehungsreichtum nur selbstreguliert verwirklichen, wenn er das Ganze der Gesellschaft in einer neuen Form von Öffentlichkeit ergreift (vgl. May 2005: 74f.).

Da dies aber eine Überwindung der kapitalistischen Produktionsverhältnisse implizieren würde, wird die (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* – wie die der Gattung allgemein sowie der Arbeitskraft im Besonderen – herrschaftlich in die Privatheit individueller Konsumtion ausgegrenzt. Wie schon Marx (1974) herausgearbeitet hat, besitzt die Bestimmtheit jener Abstraktion der klassischen politischen Ökonomie, dass Produkte in der Produktionssphäre produziert und in der Konsumtionssphäre konsumiert werden, während umgekehrt der Mensch in seiner konkreten Leiblichkeit und Bestimmtheit als Arbeitskraft in der Konsumtionssphäre produziert und in der Produktionssphäre über die Verausgabung seiner Arbeitsvermögen konsumiert wird, ihre Vollgültigkeit auch nur für und innerhalb kapitalistischer Gesellschaften, deren Produkt sie ist. Der auf Engels zurückgehende Dualismus zwischen Produktion und Reproduktion, der seit dieser Zeit in skizzierter Weise die feministischen Debatten durchzieht, verdoppelt

diese Abstraktion mit den dargelegten Konsequenzen einer Entkonkretisierung jener Arbeitsvermögen, die nicht nur zur (Re-)Produktion der Gattung, sondern vor allem der *menschlicher Subjektivität* erforderlich sind und die zugleich auch potenziell politisch auf eine Überwindung nicht nur der kapitalistischen, sondern jeglicher privatisierender Produktionsverhältnisse zielen. Gerade die zum Teil auch durch die feministische Debatte selbst mit reproduzierte Kodierung dieser Arbeitsvermögen als weibliche trägt maßgeblich dazu bei, sie ihres gesellschaftsverändernden Stachels zu berauben (vgl. May 2005).

### Zur gesellschaftstheoretischen Einordnung der (Re-)Produktion menschlicher Subjektivität

Marx (vgl. 1974: 21ff.) hatte auch schon davor gewarnt, die denkende Rekonstruktion der klassischen politischen Ökonomie – so als treibe die Bewegung der Begriffe die historische Entwicklung aus sich heraus – gleichzusetzen mit dem wirklichen Entstehungsprozess des Verhältnisses zwischen der Produktion (über die die krisenhafte Reproduktion der Gesellschaft als kapitalistische erfolgt) auf der einen Seite und der Konsumtion (als Ausgangspunkt der Menschenproduktion, Ort privater Beziehungs-, Sorge und Erziehungsverhältnisse und des Haushaltes) auf der anderen. Im Unterschied zu dem von Engels eingeführten Dualismus zwischen Produktion und Reproduktion hat er Produktion als „Reproduktion einer durch den natürlichen Prozeß der beiden Geschlechter fortschreitenden Menschenzahl“ (Marx 1974: 388f.) definiert. Zudem hat er darauf aufmerksam gemacht, dass sich die kapitalistische Gesellschaftsformation aus „Trümmern und Elementen“ (ebd.: 26) untergegangener Gesellschaftsformen aufgebaut habe, „von denen teils noch unüberwundene Reste sich in ihr fortschleppen, bloße Andeutungen sich zu ausgebildeten Bedeutungen entwickelt haben etc.“ (ebd.).

Marx selbst hat sich im „Kapital“ (1962; 1963; 1964) jedoch darauf beschränkt, die von ihm als übergreifend gefasste Reproduktion der kapitalistischen Produktionsverhältnisse zu analysieren. Diese hat er aufgeschlüsselt in einerseits die Reproduktion des Kapitals, die ihrerseits gründet auf einer Reproduktion der Produktion, und andererseits in die Reproduktion der Arbeitskraft, die sich auf die biologische Reproduktion und auf die Herstellung und Aufrechterhaltung der Arbeitskraft bezieht. Damit hat er eine politische Ökonomie der Arbeitskraft als Gegenpol zur Kapitallogik zwar immanent vorausgesetzt. Als Theoretisierung der Geschichte der individuellen Lebensläufe, der Generationen und der Gattung, vor allem aber des Produktionsprozesses *menschlicher Subjektivität* hat er diese

dort jedoch nicht eigens entfaltet. Seine Darstellung der einzelnen Kategorien und ihrer theoretischen Verknüpfung erfolgt einzig aus dem Interesse, den Produktionsprozess des Kapitals begrifflich zu rekonstruieren.

Freilich folgen auf jeder Darstellungsebene aus den Kapitalkategorien zugleich Bestimmungen für die Arbeit. Die Kapitalkategorien sind aber nicht die Kategorien zur Analyse der Arbeit. Mit ihnen lässt sich Wertformanalyse, nicht aber Formanalyse der Arbeit betreiben, was dann auch in der Hausarbeitsdebatte zu den skizzierten Problemen geführt hat. Aus dem Betrachtungswinkel der Kapitallogik ist zweifellos das im Tauschverhältnis zwischen kapitalistischer Produktion und Lohnarbeit entstehende Warenprodukt primär. Aus der Perspektive einer politischen Ökonomie der Arbeitskraft steht demgegenüber das Produktionsverhältnis der Arbeitskraft als Ware zu sich als Lebewesen im Vordergrund. Darauf verweisen ja auch Bareis und Cremer-Schäfer, wenn sie Überlegungen der Arbeitssoziologie dahingehend weiterführen, dass sie „Reproduktionsarbeit“ als notwendige Voraussetzung von Erwerbsarbeit *und gleichzeitig* als konstitutives Element subjektiver Widerständigkeit gegen die Vernutzung von Arbeitskraft im kapitalistischen Produktionsprozess konzipieren“ (2013: 166). In diesem Sinne bezeichnet erst der Antagonismus zwischen den Verwertungszwängen des Kapitals, das des Gebrauchswerts der Ware Arbeitskraft bedarf, und den Gebrauchswertansprüchen oder Lebensinteressen der Lohnarbeit die prekäre Logik des gesellschaftlichen Verhältnisses der kapitalistischen Gesellschaftsformation, in die auch die Geschlechterverhältnisse eingebunden sind.

Mit seinem Verweis darauf, dass sich die kapitalistische Gesellschaftsformation aus „Trümmern und Elementen“ (1974: 26) untergegangener Gesellschaftsformen aufgebaut habe, „von denen teils noch unüberwundene Reste sich in ihr fortschleppen, bloße Andeutungen sich zu ausgebildeten Bedeutungen entwickelt haben etc.“ (ebd.), hat Marx aber den Bezugspunkt geliefert, von dem aus dann Ernst Bloch (1979) seine Dialektik *gleichzeitiger* und *ungleichzeitiger Widersprüche* und Rosa Luxemburg (1985) sowie Negt/Kluge (1981) ihre akkumulationstheoretischen Fragestellungen entfalten konnten. „Objektiv ungleichzeitig“ im Bloch'schen Sinne sind die in Schwangerschaft, Kleinkinderziehung und Hausarbeit weiterwirkenden, wenn auch noch so durchkreuzten Formen einer an der Produktion von Menschen orientierten matriarchalen Produktionsweise sowie die mit ihnen verbundenen Überbauten einer Orientierung auf Bedürfnisbefriedigung und Verwirklichung der je eigenen Vermögen. Die sich in dieser Weise bis in das gegenwärtige Akkumulationsregime und die sie flankierende Regulationsweise „fortschleppen[den]“ „unüberwundene[n] Reste“ haben sich als „bloße Andeutungen“ (Marx 1974: 26) in der Produktion *menschlicher Subjektivität* „zu aus-

gebildeten Bedeutungen“ (ebd.) entwickelt. Und dies ist die Form, in der die in der Erosionskrise befindliche kapitalistische Gesellschaft mit einer verhinderten neuen Gesellschaft „schwanger geht“ (Bloch 1979: 122).

Es erfolgt in dieser Weise aber nicht nur eine Zuspitzung des *ungleichzeitigen Widerspruchs* zwischen jenem in Schwangerschaft, Kleinkinderziehung, Sorgearbeit und Haushalt verschlüsselten Beziehungsreichtum und dessen Einengung auf die Privatheit familiärer Beziehung, in deren Rahmen diese Arbeiten auch heute noch in unserer Gesellschaft weitgehend erfolgen: Wie skizziert bedarf auch die kapitalistisch wertschaffende Produktion immer stärker der *lebendigen Arbeit* assoziativer Arbeitsvermögen, die dort als *menschliche Subjektivität* (re-)produziert werden. Sie gerät damit überdies auf der Ebene der *Gleichzeitigkeit* in Widerspruch zu ihrer privaten Organisationsform. Die objektive Erscheinungsform dieses Widerspruchs ist hier erst recht nicht mehr bloß sich „fortschleppen[de]“ „unüberwundene Reste“ (Marx 1974: 26), sondern „verhinderte Zukunft“ (Bloch 1979: 119). Es sind aber paradoxer Weise – wie sich auch in der gerade formierenden Care-Bewegung wieder zeigt – vor allem die unvergangenen, weil nie ganz realisierten, daher bleibend subversiven und utopischen Inhalte in den privaten Beziehungen der Menschen untereinander und zur Natur, welche als treibende Kraft jenes Prozesses wirken, in dem beide Widersprüche zusammenkommen und sich antagonistisch in den Ökonomien *toter* und *lebendiger Arbeit* gegenüberstehen. Und gerade daraus lässt sich auch eine gesellschaftstheoretisch begründete politische Perspektive der sich organisierenden Care-Bewegung gewinnen.

Freilich handelt es sich bei den einer Ökonomie *toter Arbeit* folgenden Prozessen der (Re-)Produktion des Kapitals, wie sie Marx in seiner „Kritik der politischen Ökonomie“ herausgearbeitet hat, wie auch bei den von mir skizzierten, einer Ökonomie *lebendiger Arbeit* folgenden Prozessen der (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* um *Idealtypen* im Sinne von Max Weber (1988: 190ff.) – d.h. Begriffsbildungen, um die Wirklichkeit analytisch trennscharf erfassen zu können. Sie systematisieren zentrale Aspekte, mit deren Heraushebung und Zuspitzung aber zugleich bloß Ausschnitte der jeweils fokussierten (Re-)Produktionsprozesse in den Blick genommen werden. Im Falle des Begriffes der einer Ökonomie *lebendiger Arbeit* folgenden (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* handelt es sich darüber hinaus um einen emphatischen Begriff, der durch die Analyse entsprechender Prozesse diese zugleich in ihrer Verwirklichung befördern möchte. Wie schon am Beispiel des *impliziten Handlungswissens* in der materiellen Güterproduktion oder Gorz' Analyse immaterieller (Wissens-)Arbeit angedeutet, mischen sich beide idealtypisch unterschiedenen Prozesse empirisch sehr häufig und lassen sich nur analytisch trennen. Das betrifft selbstverständlich auch die Sorgearbeit.

## Zu den verschiedenen (Arbeits-)Gegenständen der Sorgearbeit

Wenn ich an Margit Brückners (2004) Definition von *care-work* kritisiert habe, dass in ihr die Aufgaben und damit der (Arbeits-)Gegenstand von *care-work* ebenso blass blieben wie das Verbindende zwischen den von ihr aufgelisteten Aufgaben, und wenn ich vor dem Hintergrund, dass Ilona Ostners (2011) (emotionale) Beziehungsarbeit als verbindenden Kern von *care-work* bestimmt hat, die (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* als deren Arbeitsgegenstand vorgeschlagen habe, wäre nun richtig zu stellen, dass nicht immer im Rahmen von *care-work* und (emotionaler) Beziehungsarbeit an diesem Gegenstand gearbeitet wird. Und insofern wäre meine Kritik an Brückner auch zu relativieren. Wie Ostner selbst schon andeutet, kann emotionale Beziehungsarbeit auch rein instrumentalistisch einzig und allein dazu eingesetzt werden, eine *responsiveness* der *objects of care* – um mich der Begrifflichkeit von Tronto (1993: 127ff.) zu bedienen – zu bezwecken. Und in der Tat werden dabei die im Rahmen von *care-work* 'Behandelten' tendenziell verobjektiviert.

Auch im Rahmen von Erziehung, die von Brückner (2004: 9) ebenfalls dem *care-work* zugerechnet wird, geht es keinesfalls immer um die Produktion *menschlicher Subjektivität*. Vielmehr wird, wenn die pädagogisch Tätigen entsprechende Äußerungsformen der zu Erziehenden als gesellschaftliche dysfunktional oder sogar schädlich halten, *menschliche Subjektivität* sogar explizit zu unterdrücken versucht. Auch geht es häufig in Erziehung um eine – wie Marx (vgl. 1962: 381) es im Kapital genannt hat – „treibhausmäßige Züchtung“ (ebd.) nur ganz bestimmter einzelner Eigenschaften und Vermögen, die in dieser Weise dann zum (Arbeits-)Gegenstand eines entsprechenden *care-work* werden. Dass diese „treibhausmäßige Züchtung“ (ebd.) nicht mit der Verwirklichung *menschlicher Subjektivität* verwechselt werden darf, verdeutlicht Marx, in dem er hervorhebt, dass Ersteres notwendiger Weise mit der „Unterdrückung einer Welt von produktiven Trieben und Anlagen“ (ebd.) einhergeht, die als Dispositionen sich dann auch nicht mehr angemessen zu verwirklichen vermögen.

Umgekehrt ist für eine erzieherisch effektive „treibhausmäßige Züchtung“ (ebd.) jedoch ein geschicktes *tuning* erforderlich, wie Stern (1992: 208 f.) dies im Rahmen seiner Beobachtung von Interaktionen Sorgender mit Kleinkindern bezeichnender Weise nennt. Und dieses emotionale Aufgreifen bestimmter (Lebens-)Äußerungen *menschlicher Subjektivität* der Kleinkinder durch die sorgenden Erwachsenen, um diese dann entweder – falls es sich um erwünschte handelt – zu verstärken oder aber im umgekehrten Falle abzuschwächen, erfordert wiederum ein gewisses Maß an *attunement*, wie Stern (ebd.: 285ff.) solche Strategien sorgen-

der Abstimmung ganz allgemein bezeichnet, um dann das Ausmaß und die Form solcher Abstimmungen entsprechend zu kategorisieren. Vor dem Hintergrund dieser Differenzierungen lässt sich dann auch die Kontroverse zwischen Ostner und Tronto hinsichtlich der Notwendigkeit einer besonderen (emotionalen) Beziehung im *caring* auflösen. Ostner ist insofern zu folgen, als ein *affect attunement* im Hinblick auf die *responsiveness* der *objects of care* (Tronto 1993: 127ff.) immer notwendig ist. Allerdings – und dies entspricht eher der Argumentation Trontos – kann dieses auch sehr instrumentalistisch erfolgen und erfordert keine besondere emotionale Bindung.

An anderer Stelle hat Stern (2005) auch gemeinsam mit der Boston Change Process Study Group (BCPSG Stern et al. 2012) solche *attunement*-Fähigkeiten auch als *implizites Beziehungswissen* bezeichnet. Dass sie von *implicit* und nicht wie Polanyi von *tacit knowing* sprechen, verdeutlicht zugleich, dass sie mit ihrem als „weiterhin revisionsbedürftigen Arbeitsterminus“ (ebd.: 55) eingestuftem Begriff nicht an dessen Theorie, sondern an kognitionspsychologische Modelle *prozeduraler Repräsentation* (ebd.: 206) sowie „zeitgenössische[] Modelle[] der Hirnfunktionen“ (ebd.: 152) anknüpfen.

## Zum Widerspruch zwischen toter und lebendiger Arbeit im impliziten Beziehungswissen

Wie Polanyis Begriff des *impliziten Handlungswissens* ist aber auch ihr Begriff *impliziten Beziehungswissens* als eines fortdauerenden, prozeduralen Wissens, „wie man zusammen mit anderen Menschen etwas tut oder wie man mit ihnen zusammen ist“ (Stern et al. 2012: 206), von einem Widerspruch zwischen *toter* und *lebendiger Arbeit* gekennzeichnet. Der Teil, den Stern (1992) als *Representations of Interactions that have been Generalized (RIG)* oder in späteren Arbeiten (1998) auch als *schema of being with* (= Modelle des Zusammenseins-Mit) bezeichnet hat, verweist dabei auf den Anteil *toter Arbeit*. Zugleich jedoch betonen Stern et al., dass „jedes Mal, wenn [...] auf Aspekte älterer internalisierter Modelle zurückgegriffen wird, [...] diese früheren Organisationen durch den gegenwärtigen Kontext der [...] Interaktion subtil re-organisiert“ (ebd.: 152) werden. Stern hat diesbezüglich die absolut plausible Hypothese formuliert, dass der modifizierende Einfluss einer neuen Episode mit der Anzahl der Erfahrungen sinke, die bereits in eine RIG bzw. Schema eingegangen sind. Somit gewinnt die *tote Arbeit* gegenüber der *lebendigen* die Überhand. Wenn seine Forschungsgruppe hervorhebt, dass auf der anderen Seite sich „unter günstigen Entwicklungsbedingungen [...] implizite prozedurale Repräsentationen miteinander ver-



binden und integrieren und an Flexibilität und Komplexität gewinnen“ (ebd.: 54f.) können, lässt sich dies dahingehend interpretieren, dass in diesen Fällen die *lebendige Arbeit* im Verhältnis zur *toten* den Ausschlag gibt.

Zugleich deutet sich hier versteckt eine ähnliche Doppelperspektive an, wie sie Gorz in seiner Analyse *immaterieller (Wissens-)Arbeit* explizit thematisiert hat, wenn er darauf verweist, dass diese nicht nur als Produktivkräfte im gegenwärtigen Kapitalismus „zur Hauptquelle von Wert und Profit“ (2004: 31) werden, sondern als „Sinnquelle und Selbstzweck“ (ebd.) bereits selbst einen Reichtum darstellen. So fungiert der von Stern und der BCPS-Group geprägte Begriff *implizites Beziehungswissen* in ihrem „integrativen Paradigma“ von „Veränderungsprozessen“ zum einen im Zusammenspiel *toter* und *lebendiger Arbeit* als Produktionsmittel zur Knüpfung von Arbeitsbündnissen im sukzessiven Ausloten und mäandernden Verfolgen gemeinsamer relationaler Intentionen im *caring*. In dem Maße aber, wie sie gleichermaßen als Arbeitsgegenstand und Ziel von *caring* ausweisen, dass sich „implizite prozedurale Repräsentationen miteinander verbinden und integrieren und an Flexibilität und Komplexität gewinnen“ (Stern et al. 2012: 54f.), erweist sich die darin anvisierte Freisetzung *lebendigen* Beziehungsarbeitsvermögens bereits selbst als ein zentraler Bestandteil *menschlicher Subjektivität*.

Gorz verweist darüber hinaus auf den Widerspruch zwischen den Produktivkräften *immaterieller (Wissens-)Arbeit* zu den kapitalistischen Produktionsverhältnissen. Dies spiegelt sich in dem ebenfalls von Stern und der BCPS-Group nicht eigens explizierten Widerspruch, dass obwohl sie extrem asymmetrische (Produktions-)Verhältnisse eines Kleinkind-*caring* sowie psychodynamischer Therapiesettings untersuchen, den dabei erfolgenden Prozess der (Re-)Produktion *impliziten Beziehungswissens* als „einen Grund auf dyadischen“ (Stern 2005: 166) theoretisieren, „der in eine intersubjektive Matrix eingebettet ist“. Dabei gehen Stern et al. nicht nur davon aus, „dass gleichzeitig auf multiplen Ebenen eine spezifische (An-)Erkennung der subjektiven Realität oder intentionalen Richtung des Anderen erfolgt. Jeder Partner erfasst und bestätigt eine ähnliche Version dessen, ‘was jetzt, zwischen uns, passiert’, indem er Initiativen des Anderen mit einer spezifisch abgestimmten Reaktion beantwortet“ (2012: 155).

Die durch die *Unge nauigkeit* provozierten „kreativen Improvisationsprozesse[], in dem beide Parteien nach Punkten des Zueinander-Passens suchen, von denen ihre gemeinsame, kooperative Aktivität ihren Ausgang nehmen kann“ (Stern et al. 2012: 91), haben Stern et al. als *Vorangehen* – die einzelnen Schritte dazu als *Gegenwartsmomente* bezeichnet. Während der Situations-Begriff, auf den sich beispielsweise Bareis und Cremer-Schäfer (2013) in ihrer Theorie des Haushaltes sowie von Reproduktionsarbeit und Care stützen, ein zeitlich eingegrenzter ist,

verweist der von Stern et al. bevorzugte Begriff von *Moment* trotz entsprechender *Diskontinuitäten* (vgl. Stern et al. 2012: 64) auf sich durchtragende Aspekte, streben doch die auf *Unge nauigkeiten* reagierenden *relationalen Schritte* im *Vorangehen* „aneinandergereicht [...], wenn auch nicht stetig und gleichmäßig auf ein Ziel zu. [...] Der Gegenwartsmoment baut sich um Intentionen oder Wünsche und deren Enactment herum auf, die eine dramatische Spannungslinie beschreiben, während er seinem Ziel näherrückt“ (ebd.).

### Zu Momenten der Sorgearbeit, in denen die Asymmetrie ihres Erbringungsverhältnis aufgehoben wird

Interessanterweise sprechen Bareis und Cremer-Schäfer bezüglich ihres von Brecht entlehnten Begriffes von „Freundlichkeit“ von „eine[r] notwendige[n] Haltung, [...] die nicht einmal in und nach den (auch revolutionären) Kämpfen gegen ‘Warenbeziehungen’ über *Momente* hinaus praktizierbar blieb“ (ebd.: 171; Hervorhebung durch MM). Mit ihrem Rückgriff auf den *Situations*-Begriff hingegen wollen sie die Gefahr vermeiden, dass die zur Nutzung von *care-work* berechtigende „Abhängigkeit [...] als ein Merkmal der Person“ (ebd.: 169) erscheint, wie dies auch in den Kodifizierungen des bürgerlichen Sozialrechtes der Fall ist (vgl. Fraser 1994). Deshalb bevorzugen sie die Begriffe „Situationen der Abhängigkeit“ (Bareis/Cremer-Schäfer 2013: 169) und „Situation der graduellen Ressourcenlosigkeit“ (ebd.), in die Menschen „nicht nur lebensgeschichtlich (als ‘Kinder’ oder ‘Alte’)“ (ebd.), wie auch durch ihre „Körperlichkeit (als ‘Kranke’ oder ‘Behinderte’)“ (ebd.), sondern ebenso dadurch geraten können, dass sie „in einer kapitalistisch organisierten Gesellschaft nicht gegen Lohn, nicht im Normalarbeitsverhältnis und nicht diszipliniert arbeiten können, dürfen oder wollen“ (ebd.).

Bezüglich *Freundlichkeit* sprechen sie deshalb von *Momenten*, weil sie diese Haltung im Hinblick auf die „nur begrenzt ‘gegenseitig’ zu organisierende Arbeit der Betreuung und Versorgung von Haushaltmitgliedern, die sich temporär oder dauerhaft in einer extremen (doch nicht seltenen) Situation der ‘Abhängigkeit’ befinden“ (ebd.: 167), einerseits für unabdingbar halten, „um dem Anderen nicht nur mit Versorgung und ‘Wohltaten’, sondern vor allem mit Wertschätzung als Individuum zu begegnen“ (ebd.: 171), *Freundlichkeit* jedoch umgekehrt „unmöglich auf Dauer zu stellen“ (ebd.) ist. Dennoch gilt ihnen mit Brecht „im Hinblick auf eine erträgliche Gesellschaft, in der wir wenigstens Anzeichen finden, uns als Individuum zu erfahren, [...] die Freundlichkeit als eine ‘zuverlässigere’ Beziehung als Liebe“ (ebd.). Damit haben sie aber zugleich in ihren Überlegungen zu einer

Vermittlung von Haushalt und sozialer Infrastruktur eine dritte Perspektive zu der von Tronto favorisierten, sozialstaatlich über das Medium Recht versachlichten Alternative zur Familiarisierung von *care-work* über das Medium Liebe aufgezeigt.

Als „Praxis des Wohlwollens, der Fürsorglichkeit und der Wertschätzung, die [...] immer wieder erbracht wird, ohne dass eine Vorleistung gegeben oder eine Gegenleistung erwartbar wäre“ (ebd.) – „nicht einmal jene der Gegenfreundlichkeit“ (ebd.) – sehen sie *Freundlichkeit* auch deshalb für unabdingbar, weil sie mit Alwin Gouldner (2005) darin übereinstimmen, dass „die Bedingung einer gleichzeitigen oder zeitversetzten Gegenseitigkeit [...] in keiner bekannten Produktionsweise dafür aus[reicht], dass jedes Mitglied immer dies Ressourcen bekommt, die es braucht, um sich als Person (geschweige denn als Individuum) zu reproduzieren“ (Bareis/Cremer-Schäfer 2013: 169). Interessant ist in diesem Zusammenhang jedoch, dass Menschen, die eine solche von Bareis und Cremer-Schäfer postulierte „*beneficence* [...] weder als Wohltätigkeit noch im hegemonialen Sinn von Wohlfahrt, sondern als Erbringung von Diensten, von ‘Wohltaten’“ (ebd.: 171), im Rahmen eines „Arbeitsbündnis[ses] der Solidarität und der Freundlichkeit“ (ebd.) praktizieren, geradezu paradox häufig von dem persönlichen Gewinn reden, den sie selbst dadurch erfahren. Beispielhaft hierfür stehen Interviews mit im Hospiz arbeitenden Professionellen aus dem DFG-Projekt „Konstruktionen des Sterbens – Analyse biographischer und professioneller Perspektiven im Dienstleistungskontext“ (vgl. Heuer/Paul/Hanses i.E.b.). Entsprechend zu dem, was Bareis und Cremer-Schäfer bezüglich *Freundlichkeit* und ich selbst zu den Charakteristika der darüber hinaus für die (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* notwendigen Arbeitsvermögen ausgeführt haben, spricht das Forschungsteam bezüglich dieser Formen hospizlich-palliativer Sorgearbeit von einem „Zugang“, der „in seiner Qualität weder gezielt einforderbar noch planbar“ (ebd.) sei und „sich nur durch das gegenseitige Einlassen in gegenseitige kommunikative Bezügen“ (ebd.) als „gemeinsame[r] Erfahrungsraum, der nicht einmal durch die Beeinträchtigung der Krankheit gebrochen werden kann“ (ebd.), sich herstellen lasse. Darin, dass es „weder um standardisierte, planbare Verfahren mit benennbaren Zielen als vielmehr um die Herstellung einer gegenseitigen Begegnungssituation“ (ebd.) im „authentischen gemeinsamen Austausch“ geht, sehen sie auch den entscheidenden Unterschied zu einem „planerisch-versorgerischen, zweckgerichteten professionellen Handeln“ (ebd.).

Über diese „in der gegenseitigen Sorge als permanenter Herstellungsprozess“ (ebd.) hervorgebrachten kommunikativen Bezüge hinaus, haben Stern und die BCPS-Group in ihren Beobachtungen der extrem asymmetrischen Beziehungsverhältnisse von caring in der Kleinkindsorge und psychodynamischen Therapiesettings *Gegenwartsmomente* identifiziert, in denen als Antwort auf einen

gleichermaßen unvorhergesehenen wie „affektiv besetzte[n] ‘Augenblick der Wahrheit’“ (Stern et al. 2012: 66) sich ganz unmittelbar geradezu existentielle Begegnungen wechselseitigen Erkennens und Anerkennens jenseits von Hierarchien und (institutionalisierten) Rollen ereignen, die auch auf beiden Seiten das implizite Beziehungswissen signifikant verändern. Die erste Form von *Gegenwartsmomenten*, in denen „das intersubjektive Feld [...] dramatisch umorganisiert“ (Stern 2005: 172f.) werden muss, weil „der habituelle Rahmen – die bekannte, vertraute intersubjektive Umwelt der [...] Beziehung – sich plötzlich verändert hat oder Gefahr läuft, sich zu verändern“ (Stern et al. 2012: 35) – und die deshalb Parallelen aufweist zu dem, was in der griechischen Antike Kairos genannt wurde (ebd.) – nennen sie *Jetzt-Momente*.

Werden solche *Jetzt-Momente* von den Beteiligten in der Weise „ergriffen und gemeinsam als solche (an-)erkannt“ (Stern et al. 2012: 68), dass jeder der Beteiligten die „Initiativen des Anderen mit einer spezifisch abgestimmten Reaktion beantwortet“ (ebd. 155), können *Begegnungsmomente* entstehen. Dem vorausgesetzt ist ein emotionales Erleben, das Stern als eine „gemeinsame Gefühlsreise“ (2005: 178f.) beschreibt und durch das „gleichzeitig auf multiplen Ebenen eine spezifische (An-)Erkennung der subjektiven Realität oder intentionalen Richtung des Anderen erfolgt“ (Stern et al. 2012: 155).

Sowohl im Kleinkind bezogenen *caring* wie in den Psychotherapien Erwachsener konnte beobachtet werden, dass sich unmittelbar nach einem solchen *Begegnungsmoment* „ein ‘offener Raum’ erschließt, in dem die Partner sich aus dieser besonderen Begegnung lösen“ (Stern et al. 2012: 69). Stern et al. nehmen an, „dass der offene Raum beiden Beteiligten Gelegenheit gibt, die Konsequenzen ihres Begegnungsmomentes zu assimilieren und in dem veränderten intersubjektiven Zustand, in dem sie sich nun befinden, ein neues Gleichgewicht herzustellen“ (ebd.). Vor dem Hintergrund seiner Untersuchungen von Therapieverläufen warnt Stern im Hinblick auf psychotherapeutische Interventionen davor, diesen nach solchen *Begegnungsmomente* entstehenden *offenen Raum* durch eine Verbalisierung des *Begegnungsmoments* zu füllen. „Statt dessen sollte man ihn sein Werk verrichten und seine eigene unmittelbare Bestimmung finden lassen“ (2005: 177). Dies korrespondiert mit den erwähnten Erkenntnissen von Polanyi (s.o.), dass die Könnerschaft eines *tacit knowing* sich nicht verwirklichen lässt, wenn es im Vollzug zu explizieren versucht wird. In die von mir bevorzugte Theoriesprache übersetzt bedeutet dies, der *lebendigen Arbeit* der das „innere Gemeinwesen“ (Negt/Kluge 1981: 78) wie das Beziehungsverhältnis übergreifenden Selbstregulierung den Vorzug zu geben vor deren Überformung durch die *tote Arbeit* von Worten, in die das in der *gemeinsamen Gefühlsreise* erlebte gepresst wird.

Aufgrund der Studien der BCPS-Group postuliert Stern, dass, wenn nach der den *Begegnungsmoment* konstituierenden *gemeinsamen Gefühlsreise* sich der *offene Raum* wieder schließt<sup>3</sup>, die Beteiligten feststellen werden, dass sie „auf eine neue Weise miteinander verbunden [sind], weil sie einander verändert haben“ (2005: 179). Von der „*progressive[n] implizite[n] Veränderung*“ (Stern et al. 2012: 188), welche durch die Bearbeitung der als *Ungenauigkeit* beschriebenen geringfügigen Diskontinuitäten in der Beziehung durch entsprechende *relationale Schritte* erfolgt, unterscheidet sich die mit *Begegnungsmomenten* einhergehende „*plötzliche dramatische Veränderung*“ (ebd.) nicht nur durch die Größenordnung der Veränderung sowie das Ausmaß der Affektivität und Bewusstheit – ja, dass durch die *gemeinsame Gefühlsreise* das neue *implizite Beziehungswissen* sogar in einen Zustand eingebracht wird, der von Stern et al. als *intersubjektives Bewusstsein* (vgl. ebd.) charakterisiert wird: Von *relationalen Schritten* unterscheiden sich solche *Begegnungsmomente* auch dadurch, dass in ihnen die vertrauten Beziehungsmuster und Konventionen einschließlich der professionellen Rolle<sup>4</sup> gänzlich aufgegeben werden. Reformuliert in der von mir präferierten Theoriesprache bedeutet dies, dass der Widerspruch zwischen *toter* und *lebendiger Arbeit* im *impliziten Beziehungswissen* gänzlich im Rahmen *lebendiger Arbeit* aufgehoben wird.

In dieser meiner Terminologie lassen sich solche *Begegnungsmomente* damit als ein Zu-sich-selbst-Kommen *lebendiger Arbeit* der Selbstregulierung sowohl im Binnenverhältnis des „inneren Gemeinwesens“ beider Personen wie zugleich

3 Der von Stern und der BCPS-Group beschriebene Ablauf von Jetzt-Moment – Begegnungsmoment – als offener Raum weist starke Parallelen zum Model des *Kontaktzyklus* der Gestalttherapie (Perls et al. 1988: 190ff.) und dieses wiederum zu Wilhelm Reichs (1997: 286ff.) Orgasmus- bzw. Lebensformel auf.

4 Wenn Oevermann im Rahmen seiner „professionalisierungstheoretische[n] Ableitungsbasis für eine strukturanalytische Bestimmung des Arbeitsbündnisses zwischen dem Experten und dem Klienten“ (2009: 113) dieses durch „durch die widersprüchliche Einheit von diffusen und spezifischen Beziehungskomponenten“ (ebd. 117) gekennzeichnet sieht, insofern als „deren Partizipanten sich als ganze Personen in der Logik diffuser Sozialbeziehungen aneinander binden, obwohl sie grundsätzlich in der spezifischen Sozialbeziehung [...] einer [...] Dienstleistung verbleiben“ (ebd.) und diese „widersprüchlichen Pole“ (ebd.) bezüglich des für ihn prototypischen „psychoanalytischen Therapiesetting“ (ebd.) dahingehend zu sortieren sucht, dass „auf der Seite des Patienten die Grundregel (soziologisch übersetzt: ‘Sei diffus’) und auf der Seite der Therapeuten die Abstinenzregel (soziologisch übersetzt: ‘Bleibe spezifisch’)“ (ebd.) gelte, sind die von Stern et al. identifizierten Begegnungsmomente gerade dadurch gekennzeichnet, dass Letztere gerade nicht „spezifisch“ bleiben.

auch in ihrem Beziehungsverhältnis und damit als momenthafte Verwirklichung dessen begreifen, was Hegel (1979) in seiner „Phänomenologie des Geistes“ als *reine Anerkennung* bezeichnet hat. Selbst wenn ich persönlich skeptisch bin bezüglich der „Irreversibilität“, die Stern et al. (2012: 188) bezüglich der durch solche *Begegnungsmomente* induzierten Veränderungen – sowohl im *impliziten Beziehungswissen*, wie der Psyche beider Beteiligten – postulieren, sehe ich solche Augenblicke existenzieller Begegnung dennoch in ihrer momenthaften Verwirklichung wechselseitiger *reiner Anerkennung* als überaus bedeutsam für die Produktion *menschlicher Subjektivität*.

### Zu den Bedingungen der Möglichkeit von Begegnungsmomenten in der Sorgearbeit

Solche *Begegnungsmomente* können zwar nicht willentlich durch *carer* erzeugt werden, weil sie ja auch seitens der sich damit erst aus ihrer Rolle als *care object* Emanzipierenden zugelassen werden müssen und darüber hinaus auf beiden Seiten die nur selbstregulierend sich verwirklichende *lebendige Arbeit* entsprechender Arbeitsvermögen erfordern. Ohne Zweifel stellt jedoch eine von Bareis und Cremer-Schäfer als „freundliche Fürsorglichkeit ohne Erwartungen“ (2013: 171) beschriebene Haltung der *beneficence* auf Seiten der *carer* eine wesentliche Bedingung ihrer Möglichkeit dar.

Eine weitere wichtige Bedingung der Möglichkeit solcher *Begegnungsmomente* – vor allem im Hinblick auf die dazu zumindest momenthaft notwendige Aufhebung der Asymmetrie im Erbringungsverhältnis des *caring* – wird von Judith Butler im Rahmen ihrer Überlegungen zu einer „Ontologie des Körper“ (2005: 10) – die für sie „immer schon soziale Ontologie ist“ (2010: 11) – als Grundlage einer politischen Ethik der Verletzlichkeit formuliert. Interessant für den hier auch nur programmatisch andeutbaren Begründungszusammenhang einer politischen Ökonomie *lebendiger Arbeit* zur (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* sind diesbezüglich ihre – wie sie selbst zugesteht – „spekulativen Überlegungen zum Körper als dem Ort einer gemeinsamen menschlichen Verletzbarkeit“ (Butler 2005: 62). Butler stellt klar, dass sie mit diesem, ihrem Beharren auf „einer ‘gemeinsamen’ körperlichen Verletzbarkeit“ (ebd.: 60) – weil der Körper „Verwundbarkeit“ (ebd.: 43) und „Sterblichkeit“ (ebd.) impliziere und so „das Gefährdetsein als solches mit der Geburt koextensiv“ (2010: 22) sei – nicht „eine neue Grundlage für den Humanismus“ (2005: 60) postuliere: Da „die Anerkennung der Verletzbarkeit“ (ebd.: 61) gerade „nicht selbstverständlich“ (ebd.) sei, ließe sie sich „nicht als etwas postulieren, das der Anerkennung vorausliegt“ (ebd.).

Sehr wohl postuliert werden kann jedoch im Anschluss an ihre Überlegungen, dass, wenn es gelingt, „sich diesem primären Ausgesetztsein gegenüber dem Anderen“ (2007: 135) nicht zu verschließen, sondern „die Unerträglichkeit des Ausgesetztseins als Zeichen, als Erinnerungsposten einer geteilten Verletzlichkeit, einer gemeinsamen Körperlichkeit, eines geteilten Risikos“ (ebd.) zu begreifen, *Begegnungsmomente* als die dem (Arbeits)Gegenstand *menschlicher Subjektivität* angemessenste Produktivkraft selbst in sehr asymmetrischen Erbringungsverhältnissen von Sorgearbeit wahrscheinlicher werden. Und weiterhin kann das Postulat gewagt werden, dass durch entsprechende Erfahrungen in solchen *Begegnungsmomenten* unmittelbar miteinander verknüpfter gelingender Selbstregulierungen im Binnenverhältnis der eigenen Person, wie im Beziehungsverhältnis zum Gegenüber, sich dann auch im *impliziten Beziehungswissen* eine gewisse Sensibilität im Hinblick auf die Möglichkeit weiterer *Begegnungsmomente* auszubilden vermag.

Wenn Bareis und Cremer-Schäfer im Anschluss an Brecht „im Hinblick auf eine erträgliche Gesellschaft, in der wir wenigstens Anzeichen finden, uns als Individuum zu erfahren“ (2013: 171) – gleiches ließe sich aber im Hinblick auf die (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* auch für die gegenwärtige, von der kapitalistischen Ökonomie *toter Arbeit* beherrschten Gesellschaftsformation postulieren – „die Freundlichkeit als eine ‚zuverlässigere‘ Beziehung als Liebe“ (ebd.) ausweisen, dann lässt sich diese Skepsis gegenüber der Zuverlässigkeit von Liebesbeziehungen sicher einerseits dadurch erklären, dass sie im Unterschied zu der von ihnen als „freundliche Fürsorglichkeit ohne Erwartungen“ (ebd.) gefasste *beneficence* ja auf einem Begehren, das auch erlöschen kann, sowie *eigensinnigen* Leidenschaften gründen. Vor dem Hintergrund, dass Negt/Kluge *Eigensinn* als den „auf den Punkt zusammengezogenen Protest gegen Enteignung [...] der eigenen Sinne, die zur Außenwelt führen“ (1981: 767) fassen und „gerade aus solchem Eigensinn (und nicht nur aus der Bindungsfähigkeit – Anpassung) [...] Zuwendungen und Beziehungsverhältnisse“ (ebd.: 885; vgl. dazu auch May 2004: Kap. 4 & 5) entstehen sehen, lässt sich jedoch die Skepsis gegenüber der Zuverlässigkeit von Liebesbeziehungen im Hinblick auf die (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* auch aus den Produktionsverhältnissen dieser Form von Beziehungsarbeit im privaten Kontext von (Ehe-)Partnerschaft erklären.

### Zur Dialektik der Aufhebung asymmetrischer Anerkennungsverhältnisse

Auch Butler spricht in ihrer Auslegung der Anerkennungsdiagnostik von Enteignung. Sie sieht diese jedoch nicht an bestimmte Produktionsverhältnisse gebun-

den, sondern wähnt darin eine sozialontologische Notwendigkeit (vgl. 2005: 41). Zwar sei Anerkennung – wie sie zugesteht – „durch den Wunsch motiviert, sich selbst dort reflektiert zu finden, wo die Reflexion keine endgültige Enteignung ist“ (2009: 379). Die „ek-statische Bewegung“ (2007: 153) der Anerkennung selbst – wie sie in Ich-Form darlegt – führe jedoch „mich aus mir selbst hinaus und in eine Sphäre [...], in der ich mir zugleich nicht mehr gehöre und als Subjekt konstituiert werde“ (ebd.).

Zwar bin ich ganz auf Seiten von Butlers Verständnis des „Hegel’sche[n] Subjekt[s] der Anerkennung“ (Butler 2007: 41), wenn sie daraus schlussfolgert, dass „Anerkennung zu fordern oder zu geben [...] gerade nicht [heiße], Anerkennung dafür zu verlangen, wer man bereits ist“ (Butler 2005: 62), sondern „ein Werden für sich zu erfragen, eine Verwandlung einzuleiten, die Zukunft stets im Verhältnis zum Anderen zu erbitten“ (ebd.). Wie anders wäre eine Produktion *menschlicher Subjektivität* vorstellbar? Auch kann ich zum Teil ihrem Gedanken folgen, dass „wir bereits im Fragen, in der Bitte etwas Neues geworden [sind], da wir kraft der Ansprache konstituiert werden, kraft einem Bedürfnis und Begehren in bezug auf den Anderen, [...] ohne das wir nicht existieren könnten“ (ebd.). Zweifellos können wir ohne Anerkennung nicht existieren. Allerdings wäre hier mit Bareis und Cremer-Schäfer sowie ihren auch über Brecht hinausgehenden Gewährsleuten daran zu erinnern, dass neben dem besonders in der Liebe bedeutsamen Begehren, einem Anerkennung auch im Rahmen von *beneficence* schlicht geschenkt werden kann. Der in der Bewegung der Anerkennung erfolgende Einbezug in einen „Austausch [...], der uns aus unseren Positionen, unseren Subjekt-Positionen verschiebt“ (Butler 2005: 61f.), muss demzufolge auch nicht zwangsläufig in Gestalt eines „Kampfes um Anerkennung“ erfolgen, wie dies neben Butler auch von Honneth (1994) sehr stark akzentuiert wird. Was könnte dies nachdrücklicher untermauern, als die von Stern und der BCPS-Group beobachteten *Begegnungsmomente*?

Auch Hegels (1979: 157) Parabel von Herr und Knecht, innerhalb derer er seine Dialektik der Anerkennung entfaltet, mündet in eine Gestalt *asymmetrischer* Anerkennung, in der „der eigene Sinn“ (ebd.) des Knechtes zu „*Eigensinn*“ (ebd.) wird – einer Figur an die dann auch die zitierten Überlegungen Negt/Kluges (s.o.) anschließen – mithin einer „Freiheit, welche noch innerhalb der Knechtschaft stehenbleibt“ (ebd.). Im Unterschied zu Butler sieht er darin jedoch keine sozialontologische Notwendigkeit. Vielmehr hat er mit seiner Idee der *reinen Anerkennung* eine freilich die feudal-patriarchalen Produktionsverhältnisse, in die die Beziehungen zwischen Herr und Knecht eingespannt sind, aufbrechende Alternative zur Enteignung im Blick. Wie Jürgen Ritsert (2006/2007: 41) über-

zeugend herausgearbeitet hat, ist diese allein deshalb unverzichtbar, weil nur so „die in diese oder eine andere geschichtliche Richtung laufende Veränderungen des Herrschaftsverhältnisses“ (ebd.) analysierbar werden.

Im Unterschied zu Hegel bezweifle ich (vgl. May 2013: 37f.) jedoch, dass durch ein „bis zum Denken gesteigertes“ (Hegel 1979: 158) „allgemeines Bilden, absoluter Begriff“ (ebd.: 155), überwunden werden kann, dass der „eigene Sinn“ (ebd.: 157) „nur über einiges, nicht über die allgemeine Macht und das ganze gegenständliche Wesen mächtig ist“ (ebd.: 155). Vielmehr setzt – wie Marx überzeugend darlegt – die Verwirklichung als „gegenständlicher Mensch“ in einen „*menschlichen* Gegenstand“ voraus, dass dieser „ihm als *gesellschaftlicher* Gegenstand und er selbst sich als gesellschaftliches Wesen, wie die Gesellschaft als Wesen für ihn in diesem Gegenstand wird“ (1985: 541). Dies aber erfordert eine Überwindung der Entfremdung sowohl gegenüber den Produkten als auch der eigenen Tätigkeit und damit auch von sich selbst.

Anerkennungstheoretisch lässt sich das Marx'sche Postulat dahingehend wenden, dass der von Butler angesprochene „Wunsch, sich selbst dort reflektiert zu finden, wo die Reflexion keine endgültige Enteignung ist“ (2009: 379) erst dann erfüllbar ist, wenn dieser auch diejenigen (Anteile von) Arbeitsvermögen einbezieht, die bisher gesellschaftlich in ihrer Verwirklichung blockiert wurden (vgl. May 2009: 57ff.; 2014). Und in diesem Sinne teile ich dann auch Butlers Lesart der Hegel'schen Anerkennungsdiagnostik als „Prozess, durch den ich ein Anderer werde als der, der ich gewesen bin“ (2007: 41). In diesem Zusammenhang wäre aber doch noch einmal daran zu erinnern, dass solche Verwirklichung – um mit Stern und der BCPS-Group zu sprechen – *Begegnungsmomente* oder zumindest ein *communing attunement* voraussetzt. Demgegenüber geht ein *tuning* seitens der im *caring* Anerkennung Gebenden in der Tat – wie dies Butler (s.o.) verallgemeinernd behauptet – mit einer Enteignung der entsprechenden Vermögen einher. Nicht nur als *herabtunen*, sondern auch als „treibhausmäßige Züchtung“ ist es – wie Marx (1962: 381) dies herausgearbeitet hat – zudem mit der „Unterdrückung einer Welt von produktiven Trieben und Anlagen“ (ebd.) verbunden, die als Dispositionen sich dann auch nicht mehr angemessen zu verwirklichen vermögen. Selbst im Falle eines solchen *tuning* ist jedoch ein „Kampf um Anerkennung“, wie ihn Butler und Honneth postulieren, obsolet, da *carer* dies ja häufig aus ihrem eigenen professionellen pädagogisch/therapeutischen Verständnis heraus praktizieren.

## Identität und Norm versus Verwirklichung menschlicher Subjektivität

Wenn Butler weiter darauf verweist, dass es „keine getrennten Identitäten im Kampf um Anerkennung“ (2005: 61) gäbe, sehe ich dies im Unterschied zu ihr – unabhängig davon, dass es eben auch Prozesse der Anerkennung jenseits eines darum geführten Kampfes gibt – weniger dadurch bedingt, dass „schon das 'Ich' [...] durch seine Beziehung zu dem Anderen in Frage gestellt“ (ebd. 40) würde, als vielmehr, dass die Eigenschaften und Vermögen als *tote Arbeit*, bevor sie im Rahmen der Sozialisation subjektiv angeeignet werden, ja bereits gattungsgeschichtlich produziert wurden und sich damit in gewisser Weise bloß äußerlich in getrennten Menschen gegenüberstehen (vgl. May 2009: 55ff.).

Zwar hält auch Butler daran fest, dass „die Beziehungen, durch die wir definiert sind, nicht dyadisch“ (Butler 2008: 245) sind. Den Grund dafür sieht sie jedoch darin, dass „Austausch durch die Sprache bedingt und vermittelt ist, durch Konventionen, durch Ablagerungen von Normen, die ihrem Charakter nach gesellschaftlicher Art sind und die Perspektive der am Austausch Beteiligten übersteigen“ (Butler 2007: 42). Dabei verkennt sie die Bedeutung der von Stern und der BCPS-Group fokussierten, weitgehend jenseits der Sprache operierenden *relationalen Schritte* für die Bewegung der Anerkennung. Zweifellos folgen zwar auch diese Normen, wie sich auch das *implizite Beziehungswissen* als ein – im Sinne Butler – normativ geprägtes verstehen lässt. Wenn aber Butler weiter davon ausgeht, dass entsprechende Normen nicht nur den „Rahmen für den Schauplatz der Anerkennung“ (ebd.: 34) festlegen und „wer als Subjekt der Anerkennung in Frage kommt“ (ebd.), sondern auch bedingen, „welche Form die Anerkennung annehmen kann“ (ebd.: 33), dann ist hervorzuheben, dass in einer Gesellschaft diesbezüglich sehr vielfältige Normen durch die Anerkennungspraxis ihrer Mitglieder (re-)produziert werden.

Im Unterschied zu Butler, in deren Theorie das anerkennende Subjekt zu einem bloß „ausführende[n] Organ der Norm“ (ebd.: 38) degradiert wird, das „unweigerlich in dem Maße von der Norm *benutzt* zu werden scheint, in dem es die Norm zu nutzen versucht“ (ebd.: 38f.), ist daran festzuhalten, dass Normen als *tote Arbeit* eben gesellschaftlich produziert wurden und stets erst durch Zusetzen *lebendiger Arbeit* von den in die Dialektik der Anerkennung Einbezogenen nicht nur aktiv reproduziert, sondern in der Kontextualisierung zumeist auch geringfügig modifiziert werden (wie dies Stern und die BCPS-Group an Beziehungsnormen beobachtet haben). Zudem ist im Anschluss an Negt/Kluge daran zu erinnern, dass weder die von Butler so hervorgehobenen Normen, noch „die Person und die gesellschaftlichen Repräsentanzen, die sich die historischen

Personen im Verlauf der Zeit zurecht gemacht haben“ (Negt/Kluge 1981: 79), das Agens bzw. Movens<sup>5</sup> sind. Vielmehr handelt es sich bei diesen allesamt um „historische Konstrukte, historisch und empirisch real, aber zugleich unwirklich. [...] Die wirklichen Beziehungen tauchen durch Ich und gesellschaftliches Ganzes (das als Produktionsprozeß nur eine Vorstellung ist) hindurch“ (ebd. 78). Es ist die Subjektivität der *lebendigen Arbeit* der Selbstregulierung, welche aus der Eigentätigkeit der einzelnen im Menschen praktisch arbeitenden Eigenschaften in geradezu dialektisch anmutender Weise ein „innere(s) Gemeinwesen, also eine Gesellschaft unterhalb der Person“ (ebd.: 78) synthetisiert, „die mit der Gesellschaft außerhalb der Person verkehrt“ (ebd.).

Immerhin gesteht aber auch Butler zu, dass die Form, welche „die Anerkennung annehmen kann“ (2007: 33), nicht „vollständig“ (ebd.) durch Normen festgelegt ist. Wenn sie darauf verweist, dass gerade durch „Zusammenbrüche in der Praxis der Anerkennung [...] der normative Horizont in seiner Gegebenheit in Frage gestellt“ (ebd.: 35f.) werden könne, dann lässt sich dies nahezu bruchlos auf die von Stern und der BCPS-Group beobachteten, *Kairos-artigen Jetzt-Momente* beziehen. In ihrer theoretischen Fixierung auf Normen kann sie als Ergebnis solcher „Zusammenbrüche in der Praxis der Anerkennung“ (ebd.) in Verbindung mit einer entsprechenden In-Frage-Stellungen deren „normative[n] Horizont[es]“ jedoch nur antizipieren, dass die Betreffenden „nach der Einsetzung neuer Normen verlangen“ (ebd.). Nicht in ihren Blick kommen kann so, dass die im *impliziten Beziehungswissen* durch Zusetzen *lebendiger Arbeit* prozessierende *tote Arbeit* gesellschaftlich historisch vorproduzierter Beziehungsvermögen in *Begegnungsmomenten* sogar eine die Beziehung übergreifende völlig neue Synthese jenseits aller Norm zu ermöglichen vermag. So stellen solche in der individuellen Sozialisation in der Verwirklichung menschlicher Sinnlichkeit angeeigneten gattungsgeschichtlichen Vermögen (vgl. May 2004a) nicht nur die Grundlage dessen dar, was Stern und die BCPS-Group als *intersubjektive Matrix, Eindruck von Stimmigkeit* oder sogar *dyadischer Bewusstseinszustand* nennen. In ihnen manifestiert sich zugleich eine zentrale Bedingung der Möglichkeit, in der Ko-Produktion *menschlicher Subjektivität* selbst die Entfremdung voneinander in Form *reiner Anerkennung* zumindest momenthaft aufzuheben.

5 Negt/Kluge sprechen von „Subjekt“. Da Butler aber im Anschluss an Foucault einen sehr spezifischen Begriff von Subjekt entfaltet und um diesbezüglich die Gefahr einer Begriffsverwirrung zu vermeiden, habe ich die allgemeineren Formulierungen von Agens und Movens bevorzugt.

Demgegenüber verstärkt – wie schon der lateinische Wortstamm *idem* (= derselbe) verdeutlicht – das mit dem daraus abgeleiteten Identitätsbegriff bezeichnete Einssein, mit dem sich ein Individuum in eigentümlicher Weise von allen anderen zu unterscheiden beansprucht, durch die Markierung dieser Unterscheidung die wechselseitige Entfremdung, statt sie aufzuheben. Zudem wirken Selbst- und Fremd-*Identifizierungen* sich kontraproduktiv bezüglich der (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* aus (vgl. May 2014: 142f.), erlauben sie doch nur den unter diese Identität subsumierten Eigenschaften und Vermögen eine Verwirklichung. Ein Gemeinwesen – und dies gilt für das äußere wie innere Gemeinwesen wie auch deren wechselseitige Vermittlung in gelingende Selbstregulierungen gleichermaßen – ist jedoch nur so „reich, wie es Zusammenhänge herzustellen vermag“ (Negt/Kluge 1992: 16).

### Zum Widerspruch zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen in der Sorgearbeit

Zwar sind *Begegnungsmomente* als dem (Arbeits-)Gegenstand *menschlicher Subjektivität* angemessenste Produktivkraft dadurch gekennzeichnet, dass sie zumindest momenthaft nicht nur das asymmetrische Erbringungsverhältnis von Sorgearbeit, sondern sogar deren dienstleistungstheoretisch als Erbringungskontext beschriebenen Produktionsverhältnisse zu überwinden vermögen. Dennoch manifestieren sich in unterschiedlichen Produktionsverhältnissen von Sorgearbeit durchaus ungleiche Bedingungen der Möglichkeit einer Entfaltung dieser Produktivkraft *menschlicher Subjektivität*. Darauf verweist – um ein weiteres Mal ein Beispiel aus einem für die (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* sicher besonders zugespitzten Feld von Sorgearbeit heranzuziehen –, dass im schon einmal angesprochenen DFG-Projekt „Konstruktionen des Sterbens“ für Palliativstationen und Hospize ganz unterschiedliche Logiken und Ordnungen professionellen Handelns rekonstruiert werden konnten:

So zeichnen diese Rekonstruktionen der Perspektiven von auf Palliativstationen tätigen Professionellen aus den Bereichen Medizin, Pflege und Sozialer Arbeit – neben ambivalenten Orientierungen – „eine Aufrechterhaltung eines institutionalisierten Dienstleistungsverhältnisses“ (Heuer/Paul/Hanses i.E.b. a) nach, welches als „Arrangement und Management zur Herstellung von Versorgungsleistungen“ (ebd.) standardisierten Prozessen folgt, „die sich aus der Aufgabenzuweisungen der Institution ableiten“ (ebd.). Entsprechend erscheinen die zu Pflegenden „in den Ausführungen der Befragten als abstrakter, austauschbarer Fall, der in die institutionelle Versorgungsidee hilfsbedürftiger Menschen eingepasst wird“ (ebd.).

Sie werden in der Perspektive der Professionellen damit tatsächlich zu *objects of care*. Dies schließt nicht aus, dass sie im *care taking* durch eine entsprechende *responsiveness* dazu beitragen, dass der *care prozess* im Sinne Trontos (1993: 127ff.) erfolgreich durchlaufen werden kann. Wohl aber dürfte die (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* in einer solchen Praxis von *caring* absolut in den Hintergrund treten und *Begegnungsmomente* als dazu angemessenste Produktivkraft durch die skizzierten Produktionsverhältnisse der Palliativstationen massivst blockiert werden.

Da „das Hospiz [...] als gesellschaftlicher Ort in seinem institutionellen Auftrag der Versorgung und Begleitung sterbender Menschen unter dem Ziel der Herstellung von Lebensqualität darauf angewiesen [ist], einen offenen Herstellungskontext mit den Bewohnern und Bewohnerinnen zu erschaffen“ (Heuer/Paul/Hanses i.E.b. a), herrschen hier andere Produktionsverhältnisse „als auf der Palliativstation“ (ebd.). Entsprechend wird dort „im Aushandeln und in der Artikulation zwischen Professionellen und Bewohnerinnen bzw. Bewohnern ein anderes Modell professionellen Handelns [...] unabhängiger von institutionalisierten und vorab festgelegten Handlungsroutinen“ (ebd.) möglich, „in der die Professionalität nicht durch einen Wissensvorsprung im Sinne eines Expertentums als vielmehr durch das Eingehen und die Berücksichtigung individueller Patientinnen- und Patientenbedürfnisse hergestellt wird“ (ebd.). Entsprechend dürften – wie dies die Professionellen auch in den schon angesprochenen Interviews des Projektes andeuten – in der „hospizlich-palliativen Sorgeskultur“ (Heimerl et al. 2012: 409) *Begegnungsmomente* und die (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* selbst im Angesicht des dort eingestandenen, unausweichlich nahen Todes – oder umgekehrt vielleicht gerade deshalb – sehr viel wahrscheinlicher als auf Palliativstationen sein, wo dies in entsprechenden Behandlungssettings eher verdrängt wird.

Als ambivalent bezüglich der (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* angesichts eines nahen Todes erweisen sich vor dem Hintergrund ethnographischer Forschungen im Rahmen eines von mir koordinierten Praxisforschungsverbundes zur spezialisierten ambulanten Palliativversorgung (SAPV)<sup>6</sup> die familiären

6 Das Projekt wird unter dem Titel „Transdisziplinäre Professionalität in der spezialisierten ambulanten Palliativversorgung“ vom Bundesministerium für Bildung und Forschung in der Linie SILQUA-FH mit dem Förderkennzeichen 03FH001SA2 gefördert. In ihm arbeiten Ramona Hummel, Falko Müller, Dr. Christian Schütte-Bäumler, Prof. Dr. Ulrike Schulze und Nadine Walther. Die Verantwortung für den Inhalt dieser Veröffentlichung liegt beim Autor.

Produktionsverhältnisse. Dass auch hier zum Teil sich das *caring* auf eine bloße Versorgung beschränkt, innerhalb dessen die tödlich erkrankten Angehörigen zu *objects of care* entsubjektiviert werden, kann – wenn es sich um *carer* handelt, die ihr Leben lang innerhalb patriarchaler Verhältnisse in eine *family mode of production* eingespannt waren, wie sie von Christine Delphy (s.o.) analysiert wurde – als verquerer Versuch gelesen werden, Selbstregulierungen im eigenen Binnen- wie Beziehungsverhältnis zur Außenwelt vor Enteignung zu bewahren. Würde in dieser familialen Produktionsweise unter patriarchalen Produktionsverhältnissen und wird auch noch in dem von ihnen jetzt zu leistenden *palliativ care-work* über sie als *carer* verfügt, verfügen sie selbst (nun) umgekehrt in ihrer behandelnden Versorgung über die dadurch zu *objects of care* Entsubjektivierten.

Vor dem Hintergrund der Marx'schen Analyse des Zusammenhangs von Privateigentum und Entfremdung, dessen/deren positiver Aufhebung für ihn erst durch „die sinnliche Aneignung des menschlichen Wesens und Lebens“ (1985: 540) möglich ist, lassen sich solche *eigensinnigen* Reaktionsbildungen gegenüber Anforderungen zur Selbstinstrumentalisierung – hier im *caring* – auch als *pervertierte Selbstorientierung* (vgl. May 2004: 196ff.) deuten. Aufheben ließe sich das sich als Blockierungszusammenhang *menschlicher Subjektivität* erweisende Spannungsverhältnis zwischen der Selbstinstrumentalisierung der *carer* und einer Entsubjektivierung der zu Pflegenden zu *objects of care* in deren *caring* erst im Rahmen von *Begegnungsmomenten*.

Nach unseren ethnographischen Forschungen handelt es sich in den beschriebenen Fällen jedoch häufig nicht um bloße Selbstinstrumentalisierungen der *palliativ care-work* verrichtenden Haushaltmitglieder, vielmehr tragen zum Teil auch die Professionellen der SAPV dazu bei, dass sie von Angehörigen der unheilbar tödlich Erkrankten zu Ko-Produzierenden in deren Pflege enteignet werden. Ihre *eigensinnigen* Reaktionen auf diese Zumutungen werden dann von den Professionellen zumeist als mangelnde Compliance gedeutet. Zwar ließen sich in der fokussierten Ethnografie unseres Projektes durchaus auch Situationen beobachten, wie sie die Professionellen aus den Hospizen in den Interviews des DFG-Projekt von Hanses et al. schilderten, bis hin zu *Begegnungsmomenten*. Allerdings scheint nach diesen Beobachtungen der Haupt-(Arbeits-)Gegenstand der SAPV gegenwärtig nicht die (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* zu sein, ja nicht einmal die in der gesetzlichen Grundlage von SAPV im §37b SGB V hervorgehobene *Symptomkontrolle*, sondern die *Transformation* des Haushaltes in ein Sorgearrangement der SAPV – in der Sprache des Gesetzes: „die Koordination“ „ärztliche[r] und pflegerische[r] Leistungen“, wobei Letzteres eben auch die der Angehörigen umfasst.

Die explizite Benennung der *Koordination* im Gesetz verweist schon darauf, dass in der SAPV an ganz unterschiedlichen Gegenständen gearbeitet wird und dies häufig auch in der gleichen Situation. Ein solcher ist auch die in der Richtlinie des Gemeinsamen Bundesausschusses zur Verordnung von SAPV in §3,3 hervorgehobene „psychosoziale Betreuung“. Einerseits geht es dabei um *emotionale Beziehungsarbeit* sowohl bezüglich der unheilbar tödlich Erkrankten wie ihrer An- und Zugehörigen, was gerade im letzteren Falle auch instrumentalistisch erfolgen kann im Hinblick auf die Herstellung eines *Arbeitsbündnisses* mit diesen in Punkto der Produktion eines geeigneten häuslichen Arrangements von *palliativ-care*. Der *Arbeitsgegenstand* der SAPV-Professionellen ist dann die Herstellung bzw. Formung entsprechender *Arbeitsvermögen* und *Produktionsmittel* auf Seiten der An- bzw. Zugehörigen. Zum anderen wird in der emotionalen Beziehungsarbeit häufig an der psychosozialen Abwehr der für schwer bewältigbar erachteten Gefühle gearbeitet, die in den Krisensituationen des immer stärker dem tödlichen Ausgang sich nähernden Krankheitsverlaufes auf allen Seiten der Beteiligten aufkommen. Die Ordnungen, die diesbezügliche die An- und Zugehörigen (re-)produzieren, können dabei durchaus in Konflikt geraten mit denen der Professionellen oder aber Ordnungen, die diese bezüglich des häuslichen Pflegearrangements zu etablieren versuchen. Solche Konflikte werden dann wiederum zum Gegenstand psychosozialer Arbeit der Professionellen. Die Arbeit an der Abwehr solcher Emotionen bzw. deren professionelles *heruntertunen* ist jedoch kaum kompatibel mit der (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität*, für die ein Zulassen bzw. *Containen* (Bion 1992) dieser Emotion, die – wie das Wort E-motion schon verrät – von selbst arbeiten, in aller Regel geeigneter wäre, bis hin, dass es zu einem Teilen (*sharing*) der Gefühle in entsprechend produktiven *Begegnungsmomenten* kommen kann. In jedem Fall scheint bezüglich der (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* eine Arbeit *mit* – und wenn Gefühle selbst als Produktionsmittel der psychosozialen Abwehr fungieren – *an* ihnen angemessener zu sein.

Wie in dieser Weise häufig zugleich an unterschiedlichen *Arbeitsgegenständen* gearbeitet wird, werden damit korrespondierend von den Beteiligten ebenso unterschiedliche *Arbeitsbündnisse* zu knüpfen versucht, die nicht immer miteinander harmonieren. Von den mit der Koordinierungsfunktion betrauten Professionellen der SAPV wird dies dann ebenfalls zumeist als mangelnde Compliance gedeutet und in dieser Form eventuell zum Gegenstand psychosozialer Arbeit erhoben. Entsprechend erfordert die Untersuchung solcher vielschichtigen Situationen von SAPV ein dieser Komplexität angemessenes Analyseinstrumentarium, das auch auf andere *caring*-Prozesse übertragbar erscheint.

## Skizze einer Analytik von Sorgearbeit

Zunächst einmal geht es in der Analyse darum, zu sondieren, was die *Arbeitsgegenstände* des *caring* sind. Beispielfhaft angeführt werden können hier Symptomkontrolle, Herstellung der für ein *caring* der An- und Zugehörigen notwendigen Produktivkräfte, Arbeit an der Abwehr bedrohlicher Gefühle, (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* etc. Bezüglich der einzelnen (Re-)Produktionsprozesse gilt es, das widersprüchliche Verhältnis zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen in den Blick zu nehmen, das sich für die verschiedenen Professionellen und die An- und Zugehörigen jeweils ganz anders darstellen mag. Vor allem im Hinblick auf die (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* ist in der Analyse der jeweils zum Einsatz gebrachten Produktivkräfte in skizzierter Weise das Verhältnis zwischen *toter* und *lebendiger Arbeit* von enormer Bedeutung.

Weiter ist für die Analyse der Produktivkräfte notwendig, die jeweils von den verschiedenen Seiten im Hinblick auf ihre spezifischen Arbeitsgegenstände zu knüpfen versuchten Arbeitsbündnisse detailliert in den Blick zu nehmen. In unserem Praxisforschungsverbund knüpfen wir diesbezüglich an die von Steiner (1998) und Resch (1998) vorgeschlagene Analytik an, welche zwischen den Ebenen der Interaktion, der Organisation, der Institution und der Gesellschaft unterscheidet. Im Hinblick auf den Widerspruch zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen ist diesbezüglich für den gesamten Bereich der Sorgearbeit hervorzuheben, dass – wie schon angesprochen – nicht objektiv, sondern nur aus der Perspektive der Handelnden entschieden werden kann, was dem einen oder dem anderen zuzuordnen ist.

Vermutlich werden die auf der gesellschaftlichen Ebene zu verortende gesetzliche Grundlage von SAPV oder die sie operativ konkretisierende Richtlinie des gemeinsamen Bundesausschusses von Seiten der Beteiligten – ebenso wie z.B. familienrechtliche Bestimmungen, Regelungen bezüglich Pflegegeld und Sonderurlaubungen für die pflegenden Angehörigen – weitgehend als *Produktionsverhältnisse* erfahren. Die verschiedenen Institutionalisierungsformen der SAPV (als Rechtsform; als eigenständige Institution oder in Anbindung an eine Klinik) werden dann je nach Perspektive entweder den Produktionsverhältnissen oder den Produktivkräften zugerechnet. Unterhalb der Ebene der Institution sind bezüglich der Arbeitsbündnisse auch die Organisationsformen der SAPV (Bezugspflege oder möglichst breiter Einbezug des Teams; Arbeitsteilung; formalisierte Arbeitsabläufe/Dokumentationen etc.) von hoher Bedeutung, sind sie doch den unterschiedlich zu bearbeitenden Gegenständen nicht jeweils gleich



angemessen. Zwar haben Stern und die BCPS-Group nur die interaktive Ebene erforscht. Dass in allen von ihnen untersuchten Varianten psychodynamischer Therapien von ihnen *Begegnungsmomente* beobachtet werden konnten, verweist jedoch ebenso wie unsere Forschungen darauf, dass zwischen den verschiedenen Ebenen von Arbeitsbündnissen keine determinierenden Beziehungen unterstellt werden dürfen und auch privatisierende Produktionsverhältnisse diese Produktivkraft *menschlicher Subjektivität* nicht in jedem Fall blockieren.

Da in der SAPV – wie skizziert – von ganz verschiedenen Professionellen aus den Teams und auch von mit einbezogenen weiteren Professionellen sowie An- und Zugehörigen an ganz unterschiedlichen Arbeitsgegenständen parallel gearbeitet wird und diesbezüglich von den einzelnen jeweils ebenso unterschiedliche Arbeitsbündnisse zu knüpfen versucht werden, ist deren Koordination auf ebenfalls allen Ebenen der Arbeitsbündnisse zu untersuchen. Auf der Ebene der Interaktion kann diesbezüglich das skizzierte differenzierte mikroanalytische Instrumentarium von Stern und der BCPS-Group wichtige Hinweise liefern. Ihre Arbeiten verdeutlichen zugleich, dass die Untersuchung von Arbeitsbündnissen nur prozesshaft erfolgen kann.

Von entscheidender Bedeutung für die Analyse der über verschiedene Arbeitsbündnisse realisierten (Re-)Produktionsprozesse im Rahmen von SAPV ist dann die Ökonomie zu untersuchen, denen sie jeweils folgen. Hier ist dann die idealtypisch getroffene Unterscheidung zwischen einer Ökonomie *toter Arbeit* (z.B. Apparate- und pharmazeutische Medizin; gewinnorientierte Institutionalisierungsform der SAPV) und *lebendiger Arbeit* der zentrale analytische Bezugspunkt.

## Politische Perspektiven

Diese Unterscheidung ist jedoch nicht allein analytisch interessant. Vielmehr ist mit der Ökonomie *lebendiger Arbeit* – wie schon angedeutet – zugleich eine politische, wie fachliche Perspektive markiert. So genügt es unter der Perspektive einer (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* sicher nicht, politisch für günstigere Arbeitsbedingungen und bessere Bezahlung der professionellen *carer* einzutreten und die sozialstaatlichen Ansprüche an *caring* auszuweiten. Vielmehr gilt es, sowohl alle als Schranke der zur Verwirklichung *menschlicher Subjektivität* notwendigen Produktivkräfte sich erweisenden Produktionsverhältnisse zu verändern. Hier wäre die Etablierung einer entsprechenden Sozialen Infrastruktur (vgl. Hirsch et al. 2013) eine zentrale Perspektive, um die von Habermas (1981: 531) und Fraser (1994: 238) herausgearbeiteten Dilemmata des an individuellen Anspruchsberechtigungen ausgerichteten bürgerlichen Sozialrechtes

zu überwinden. Dabei weisen der schon mehrfach angesprochene Beitrag von Bareis und Cremer-Schäfer (2013) zu den „komplizierte[n] Vermittlungen“ zwischen Haushalt und sozialer Infrastruktur im Sammelband von Hirsch et al. – ebenso wie der meinige zu „Soziale Infrastruktur und Politik des Sozialen“ im Hinblick auf die gesellschaftlich-demokratische (Re-)Produktion einer solchen Infrastruktur – auf zentrale Notwendigkeiten einer Weiterentwicklung dieser sozialstaatlichen Perspektive.

Notwendig wäre darüber hinaus auch, die Entwicklung der Produktivkräfte zur (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* voranzutreiben. Zur Verwirklichung *menschlicher Subjektivität* müssen – wie Marx hervorhebt – letztlich alle „sozialen Existentialweisen des Menschen“ (Marx 1981: 241) zur „Verwirklichung, Verobjektivierung seines Wesens“ (ebd.) werden. Dies erfordert nichts weniger als die mit den kapitalistischen Produktionsverhältnissen und einer Ökonomie *toter Arbeit* verbundenen Entfremdungen in einer – wie er (ebd.: 407) sie nennt – „sozialen Revolution“ (ebd.: 408) zu überwinden. Nachdrücklich verweist Marx darauf, dass im Gegensatz zu der „Tendenz der politisch einflußlosen Klassen, ihre Isolierung vom Staatswesen und von der Herrschaft“ (ebd.: 408) in einer „Revolution von politischer Seele“ (ebd.) aufzuheben, auch eine diesbezüglich bloß „partielle Reaktion [...] deswegen auf dem Standpunkt des Ganzen“ (ebd.) stehe, „weil sie eine Protestation des Menschen gegen das entmenschte Leben ist, weil sie vom Standpunkt des einzelnen wirklichen Individuums ausgeht, weil das Gemeinwesen, gegen dessen Trennung von sich das Individuum reagiert, das wahre Gemeinwesen des Menschen ist, das menschliche Wesen“ (ebd.).

Insofern lassen sich dann auch die von Stern und der BCPS-Group analysierten *Begegnungsmomente* zugleich als Momente solch *sozialer Revolution* lesen. Und wenn wir in unserem Praxisforschungsverbund mit unseren Praxispartnern forschungsgestützt versuchen, eine der Ökonomie *lebendiger Arbeit* folgende Praxis *transdisziplinärer Professionalität* in der SAPV zu entwickeln, wollen auch wir dazu einen bescheidenen Beitrag leisten. So trachten wir mit unserem gleichzeitig emphatischen wie empirisch-gesättigten Begriff *transdisziplinärer Professionalität* eine Entwicklung der Produktivkräfte zur (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* voranzutreiben, die nicht auf eine verstärkte arbeitsteilige Ausdifferenzierung auf der Basis hochspezialisierten, disziplinär-gebundenen Einzelwissens setzt, sondern in einer Praxis *solidarischer Professionalität* (Kunstreich 1998: 410ff.) über die disziplinären Grenzen hinaus auch die Grenzen zwischen wissenschaftlichen und lebensweltlichen Zugangsweisen aufzuheben beansprucht – vor allem durch eine Verwirklichung mimetischer Vermögen.

## Literatur

- Bareis, Ellen; Cremer-Schäfer, Helga 2013: Haushalt und Soziale Infrastruktur: komplizierte Vermittlungen. In: Joachim Hirsch, Oliver Brüchert, Eva-Maria Krampe u.a. (Hg.): Sozialpolitik anders gedacht. Soziale Infrastruktur. Hamburg, S. 161-184
- Bierhoff-Alfermann, Dorothee 1989: Androgynie. Möglichkeiten und Grenzen der Geschlechterrollen. Opladen
- Bion, Wilfred R. 1992: Lernen durch Erfahrung. 1. Aufl. Frankfurt am Main
- Bloch, Ernst 1979: Erbschaft dieser Zeit. Frankfurt am Main
- Bourdieu, Pierre 1983: Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In Reinhard Kreckel (Hg.): Soziale Welt Sonderband: Soziale Ungleichheiten. Göttingen, S. 183-198
- Brückner, Margit 2004: Der gesellschaftliche Umgang mit menschlicher Hilfsbedürftigkeit. Fürsorge und Pflege in westlichen Wohlfahrtsregimen. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 29 (2), S. 7-23
- Butler, Judith 2005: Gefährdetes Leben. Politische Essays. Dt. Erstausg., 1. Aufl. Frankfurt am Main
- 2007: Kritik der ethischen Gewalt. Adorno-Vorlesungen 2002, Institut für Sozialforschung an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität, Frankfurt am Main
- 2008: Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen. 1. Aufl. Frankfurt am Main
- 2010: Raster des Krieges. Warum wir nicht jedes Leid beklagen. Frankfurt am Main, New York
- Daly, Mary E. 2001: Care policies in Western Europe. In: Mary E. Daly (Hg.): Care work. The quest for security, 33-55. London
- /Lewis, Jane 1998: Introduction: Conceptualising Social Care in the Context of Welfare State Restructuring. In: Jane Lewis (Hg.): Gender, social care, and welfare state restructuring in Europe. Aldershot, Hants, England, Brookfield, Vt., USA, S. 1-24
- /Lewis, Jane 2000: The Concept of Social Care and the Analysis of Contemporary Welfare States. In: British Journal of Sociology 51 (2), S. 281-298
- Delphy, Christine 1977: The main enemy. A materialist analysis of women's oppression. London
- 1984: Close to home. A materialist analysis of women's oppression. Amherst
- Engels, Friedrich 1979: Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats. Berlin (Karl Marx/Friedrich Engels Werke, Bd. 21)
- Fraser, Nancy 1994: Widerspenstige Praktiken. Macht, Diskurs, Geschlecht. Frankfurt am Main
- Gerhard, Ute 1978: Verhältnisse und Verhinderungen. Frauenarbeit, Familie und Rechte der Frauen im 19. Jahrhundert: mit Dokumenten. Erstausg., 1. Aufl. Frankfurt am Main

- Gouldner, Alwin W. 2005: Etwas gegen nichts. Reziprozität und Asymmetrie. In: Frank Adloff und Steffen Mau (Hg.): Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität. Frankfurt, New York, S. 109-123
- Gorz, André 2004: Wissen, Wert und Kapital. Zur Kritik der Wissensökonomie. Zürich
- Habermas, Jürgen 1981: Theorie des kommunikativen Handelns. Frankfurt am Main (2 Bde.)
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 1979: Phänomenologie des Geistes. In: ders.: Werke Bd. 3. Auf der Grundlage der Werke von 1832-1845 neu edierte Ausgabe. Redaktion Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel, Frankfurt am Main
- Heimerl, Katharina; Heller, Andreas; Wegleitner, Klaus; Wenzel, Claudia 2012: Organisationsethik in Palliative Care – ein partizipatives Konzept. In: Rolf Rosenbrock und Susanne Hartung (Hg.): Handbuch Partizipation und Gesundheit. 1. Aufl. Bern, S. 408-417
- Heuer, Katrin; Paul, Kathleen; Hanses, Andreas (i.E.b.): Professionalitätskonstruktionen in der Arbeit mit sterbenden Menschen. Einblicke in ein laufendes Forschungsprojekt. In: Roland Becker-Lenz, Gudrun Ehlert, Stefan Busse und Silke Müller-Hermann (Hg.): Bedrohte Professionalität. Aktuelle Gefahren und Einschränkungen für Soziale Arbeit. Wiesbaden (Edition Professions- und Professionalisierungsforschung, 3)
- (i.E.b.a): Das Ende des Lebens. Sterben als Heterotopie. In: Martina Löw (Hg.): Vielfalt und Zusammenhalt. Verhandlungen des 36. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Bochum und Dortmund 2012. Frankfurt am Main
- Hirsch, Joachim; Brüchert, Oliver; Krampe, Eva-Maria; u.a. (Hg.) 2013: Sozialpolitik anders gedacht. Soziale Infrastruktur. AG Links-Netz. Hamburg
- Honneth, Axel 1994: Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. 1. Aufl. Frankfurt am Main
- Kessl, Fabian 2005: Der Gebrauch der eigenen Kräfte. Eine Gouvernementalität sozialer Arbeit. Weinheim und München
- Kunstreich, Timm 1998: Grundkurs soziale Arbeit. Sieben Blicke auf Geschichte und Gegenwart sozialer Arbeit. Bd. 2. Hamburg
- Luxemburg, Rosa 1985: Die Akkumulation des Kapitals. Ein Beitrag zur ökonomischen Erklärung des Imperialismus. Berlin (Gesammelte Werke, Bd. 5)
- Madörin, Mascha 2007: Neoliberalismus und die Organisation der Care-Ökonomie. Eine Forschungsskizze. In: Denknetz (Hg.): Zur politischen Ökonomie der Schweiz. Eine Annäherung: Analysen und Impulse zur Politik. Zürich: Edition 8 (Jahrbuch/Denknetz, 2007), S. 141-162. Online verfügbar unter <http://www.denknetz-online.ch/IMG/pdf/Madorin.pdf>.
- Marx, Karl 1962: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie; Bd. 1, Buch I. Der Produktionsprozeß des Kapitals. Berlin (Karl Marx/Friedrich Engels Werke, Bd. 23)
- 1963: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie; Bd. 2, Buch II. Der Zirkulationsprozeß des Kapitals. Berlin (Karl Marx/Friedrich Engels Werke, Bd. 24)

- 1964: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie; Bd. 3, Buch III. Der Gesamtprozess der kapitalistischen Produktion. Berlin (Karl Marx/Friedrich Engels Werke, Bd. 25)
- 1981: Kritische Randglossen. Berlin (Karl Marx/Friedrich Engels Werke, Bd. 1)
- 1974: Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie. Berlin
- 1985): Ökonomisch-philosophische Manuskripte aus dem Jahre 1844. Berlin (Karl Marx/Friedrich Engels Werke, Bd. 40)
- /Engels, Friedrich 1978: Die Deutsche Ideologie. Kritik der neuesten deutschen Philosophie in ihren Repräsentanten Feuerbach, B. Bauer und Stirner, und des deutschen Sozialismus in seinen verschiedenen Propheten. Berlin (Karl Marx/Friedrich Engels Werke, Bd. 3)
- May, Michael 1996: Prolegomena zu einer materialistischen Theorie der Geschlechtlichkeit. Versuch einer Grundlegung für die Pädagogik. Habilitationsschrift. Goethe-Universität, Frankfurt (Main). Fachbereich Erziehungswissenschaften
- 2004): Selbstregulierung. Eine neue Sicht auf die Sozialisation. Orig.-Ausg. Gießen (Reihe Psyche und Gesellschaft)
- 2005: Geschlechtliche Codes sozialer und ökonomischer Strukturen. Eine (nicht nur) theoriegeschichtliche Vergewisserung. In: Widersprüche Redaktion (Hg.): Genders neue Kleider? Dekonstruktivistischer Postfeminismus, Neoliberalismus und die Macht. Bielefeld (Widersprüche, 95), S. 61-85
- 2009: Menschliche Verwirklichung. In: Widersprüche Redaktion (Hg.): „Normative Fluchtpunkte“ – Begriffe kritischer sozialer Arbeit. München (Widersprüche, 112), S. 43-63
- 2013: Reflexivität und Eigensinn. In: Ellen Bareis, Christian Kolbe, Marion Ott, Kerstin Rathgeb und Christian Schütte-Bäumner (Hg.): Episoden sozialer Ausschlussung. Definitionskämpfe und widerständige Praxen. Münster, S. 30-53
- 2013a: Soziale Infrastruktur und Politik des Sozialen. In: Joachim Hirsch, Oliver Brüchert, Eva-Maria Krampe u.a. (Hg.): Sozialpolitik anders gedacht. Soziale Infrastruktur. Hamburg, S. 185-191
- 2014: Zur Mäeutik durch Intersektionalitäten in ihrer Verwirklichung blockierter Vermögen von Heranwachsenden. In: Nicole Langsdorff (Hg.): Jugendhilfe und Intersektionalität. Leverkusen, S. 135-155
- Negt, Oskar/Kluge, Alexander 1981: Geschichte und Eigensinn. Frankfurt am Main
- 1992: Massverhältnisse des Politischen. 15 Vorschläge zum Unterscheidungsvermögen. Frankfurt am Main
- Ostner, Ilona 2011: Care – eine Schlüsselkategorie sozialwissenschaftlicher Forschung? In: Adalbert Evers (Hg.): Handbuch Soziale Dienste. 1. Aufl. Wiesbaden, S. 461-481
- Paulus, Stefan 2013: Hausarbeitsdebatte Revisited. Zur Arbeitswerttheorie von Haus und Reproduktionsarbeit. Hamburg: TU Hamburg-Harburg Arbeitsgruppe „Arbeit-Gender-Technik“. Online verfügbar unter: [https://doku.b.tu-harburg.de/volltexte/2013/1203/pdf/Hausarbeitsdebatte\\_Revisited.\\_Zur\\_Arbeitswerttheorie\\_von\\_Haus\\_und\\_Reproduktionsarbeit.\\_Von\\_Stefan\\_Paulus.pdf](https://doku.b.tu-harburg.de/volltexte/2013/1203/pdf/Hausarbeitsdebatte_Revisited._Zur_Arbeitswerttheorie_von_Haus_und_Reproduktionsarbeit._Von_Stefan_Paulus.pdf)

- Perls, Frederick S.; Hefferline, Ralph F.; Goodman, Paul 1988: Gestalt-Therapie: Lebensfreude und Persönlichkeitsentfaltung. 4. Aufl. Stuttgart (Konzepte der Humanwissenschaften)
- Polanyi, Michael 1985: Implizites Wissen. 1. Aufl. Frankfurt am Main
- Reich, Wilhelm 1997: Die Funktion des Orgasmus. Sexualökonomische Grundprobleme der biologischen Energie. Köln [etc.] (Die Entdeckung des Organs/Wilhelm Reich, Bd. 1)
- Resch, Christine 1998: Arbeitsbündnisse in der Sozialforschung. In: Heinz Steinert (Hg.): Zur Kritik der empirischen Sozialforschung. Ein Methodengrundkurs. Frankfurt am Main. FB 3, WBE Methodologie d. J.-W.-Goethe-Universität (Band 14 von Studentexte zur Sozialwissenschaft), S. 36-66
- Ritsert, Jürgen 2006/2007: Herr und Knecht – Hintergrundannahmen sozialwissenschaftlicher Ungleichheitstheorien im Lichte einer klassischen Parabel. Frankfurt am Main. Online verfügbar unter [ritsert-online.de/download/huk-0607.zip](http://ritsert-online.de/download/huk-0607.zip)
- Steinert, Heinz 1998: Genau hinsehen, geduldig nachdenken und sich nicht dumm machen lassen. In: Heinz Steinert (Hg.): Zur Kritik der empirischen Sozialforschung. Ein Methodengrundkurs. Frankfurt am Main. FB 3, WBE Methodologie d. J.-W.-Goethe-Universität (Band 14 von Studentexte zur Sozialwissenschaft), S. 67-79
- Stern, Daniel 1992: Die Lebenserfahrung des Säuglings. Stuttgart
- Stern, Daniel N. 1998: Die Mutterschaftskonstellation. Eine vergleichende Darstellung verschiedener Formen der Mutter-Kind-Psychotherapie. Stuttgart
- Stern, Daniel N. 2005: Der Gegenwartsmoment. Veränderungsprozesse in Psychoanalyse, Psychotherapie und Alltag. 1. Aufl. Frankfurt am Main
- Stern, Daniel N.; Bruschiweiler-Stern, Nadia; Lyons-Ruth, Karlen; Morgan, Alexander C.; Nahum, Jeremy P.; Sander, Louis W. 2012: Veränderungsprozesse. Ein integratives Paradigma. 1. Aufl. Frankfurt am Main
- Tronto, Joan C. 1993: Moral boundaries. A political argument for an ethic of care. New York
- Weber, Max 1988: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. 7. Aufl., photomechan. Nachdr. der 6. Aufl. Tübingen

*Michael May, Hochschule RheinMain, Kurt-Schumacher-Ring 18, 65197 Wiesbaden  
E-Mail: Michael.May@hs-rm.de*



Kathrin Schrader

## Warum Care Revolution?

Unter Reproduktionsarbeit verstehen wir, die Arbeitsgruppe um Gabriele Winker und das Feministische Institut Hamburg, die zur Reproduktion der Arbeitskraft notwendigen Tätigkeiten, die nicht warenförmig, sondern am Gebrauchswert orientiert in familiären Bereichen realisiert werden. Dies umfasst vor allem die Ernährung, die Erziehung und Bildung von Kindern und Jugendlichen als neue Generationen von Arbeitskräften sowie die Reproduktion der eigenen Arbeitsfähigkeit und die anderer Erwerbspersonen (Winker 2010: 170). Reproduktionsarbeit im breiten Sinne, so wie wir sie verstehen, fokussiert nicht nur auf die (Wieder-)Herstellung von Arbeitskraft, sondern bezieht auch das Überleben und Wohlbefinden ehemaliger Arbeitskräfte und damit die Versorgung unterstützungsbedürftiger alter Menschen ein (ebd.).

Die feministische Ökonomiekritik versteht unter Care-Arbeit alle unbezahlten und bezahlten Arbeiten für die Betreuung von Kindern und pflegebedürftigen Erwachsenen sowie die Hausarbeit für abhängige wie arbeitsfähige Personen (Madörin 2007: 142/143). Diese Arbeiten sichern nicht nur das Überleben und das tägliche Wohlbefinden von Menschen, sondern sie sind auch die Voraussetzung für die Produktion von Gütern sowie für einen guten Lebensstandard und den gesellschaftlichen Wohlstand. Dazu gehören ebenso die Sorge um sich, die Zeit die Menschen brauchen, Dinge zu tun, die auch aber nicht nur der Erhaltung ihrer Arbeitskraft dienen, die sie rein aus Spaß, Freude und Genuss am Leben realisieren. Wir benutzen zusätzlich den Begriff der Reproduktionsarbeit, der darauf verweist, welche Bedeutung die unbezahlte Care-Arbeit in Familien in einer kapitalistischen Gesellschaft hat.

Reproduktionsarbeit muss in zunehmendem Maß parallel zur Erwerbsarbeit geleistet werden; dies wird durch neue politische Rahmungen, die sich u.a. in

einer wirtschaftsorientierten Familienpolitik<sup>1</sup> und in neoliberalen Reproduktionskonzepten<sup>2</sup> zeigen, normativ verankert. Faktisch wird jedoch derzeit das neoliberale Ideal der beidseitigen Vollzeitbeschäftigung von der Mehrheit der Eltern insbesondere in Deutschland nicht realisiert, so dass es überwiegend teilzeitbeschäftigte Frauen sind, die Care-Arbeit leisten.

Da es immer mehr Menschen gibt, die keine Care-Arbeit für Kinder verrichten müssen, wird Care zunehmend auch zu einer Kategorie sozialer Ungleichheit innerhalb der Gesellschaft. Studien zeigen hinreichend, dass die Anforderungen gestiegen sind und dass die parallele Erfüllung von Erwerbs- und Familienarbeit zu Stress und prekärer Selbstsorge führt. Ein Hinweis auf die systematische Überlastung sind die steigenden Fehlzeiten aufgrund psychischer Erkrankungen. Diese stiegen von 1994 bis 2010 um 80% an (Fehlzeiten-Report 2009 des Wissenschaftlichen Instituts der AOK).

### Die Diskussion um Lohn für Hausarbeit: Warum flog die Tomate?<sup>3</sup>

Bevor ich mich der aktuellen Krise der sozialen Reproduktion zuwende, möchte ich einige Worte zur Historie des Diskurses verlieren. Innerhalb der 68er-Bewegung machten die Genossinnen der Außerparlamentarischen Opposition (APO) auf sexistische oder patriarchale Unterdrückungsverhältnisse aufmerksam. Helke Sander warf auf dem SDS-Delegiertenkongress am 13. September 1968 in Frankfurt/Main den männlichen Mitgliedern vor, die spezifische Ausbeutung der Frau im privaten Bereich zu tabuisieren. Sie forderte die männlichen Genossen auf, sich damit auseinanderzusetzen. Diese reagierten mit Gelächter

- 
- 1 Z.B. Die Unterhaltsreform zulasten langjähriger Hausfrauen, die Ansprüche von Kindern haben Vorrang (2009). Ein erhöhtes Elterngeld für „Leistungsträger\_innen“; verringertes Elterngeld für Geringverdiener\_innen; kein Elterngeld für Leistungsempfänger\_innen (2007). Die Vergabe von Kita-Plätzen nach Erwerbsstatus der Eltern. Keine bezahlte Freistellung für familiäre Pflegetätigkeiten (2008/12).
  - 2 Z.B. Reallohnsenkungen und der Abbau des Familienlohns; die steigende Frauenerwerbstätigkeit; die Intensivierung, Verlängerung und Flexibilisierung der Erwerbsarbeit; die Forderung nach Selbstoptimierung; der Abbau sozialstaatlicher Leistungen führen zur Zunahme unbezahlter Reproduktionsaufgaben für sich selbst (Selbstorganisation, Weiterbildung, Gesundheit); für Kinder und Jugendliche (Erziehung, Bildung, Pflege) und für unterstützungsbedürftige Erwachsene (Pflege, Gesundheit).
  - 3 Ich beziehe mich in diesem Abschnitt u.a. auf einen Vortrag von Ariane Brensell 2011 bei der Rosa-Luxemburg-Stiftung (Brensell 2011).

und Ignoranz, woraufhin die hochschwangere Studentin Sigrid Damm-Rüger Tomaten in Richtung des Vorstandstisches warf. Die mediale Verbreitung dieser Aktion führte dazu, dass sich in den Universitätsstädten Frauengruppen konstituierten, die auf bestehende Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern in der APO wie in der Gesellschaft aufmerksam machten. Die gesamte internationale Frauenbewegung zog ihre Konsequenzen aus dieser auch in der 68er-Bewegung verbreiteten Missachtung.

So reagierten zum Beispiel die Frauen innerhalb der Kommunistischen Partei Italiens mit doppelter Militanz. Sie kämpften als Teil der internationalen Kommunistischen Bewegung und gleichzeitig als Teil der internationalen Frauenbewegung gegen geschlechtsspezifische Formen der Ungleichheit und Unterdrückung, die sonst bei vielen Genossen keinen Widerhall fanden.

Aus theoretischer Sicht kämpften die Frauen gegen einen Herrschaftsbegriff, der auf dem Marxismus-Verständnis der Zweiten und Dritten Internationalen basierte. Dort wurde das Klassenverhältnis als das Grundverhältnis der sozialen Herrschaft begriffen, das alle anderen Herrschaftsverhältnisse dominiert. Klasse ist ein Ableitungsbegriff für Sexismus, Rassismus und Kolonialismus und kennzeichnet den Hauptwiderspruch. Die Frauenfrage wird so zu einem Nebenwiderspruch und nicht als ökonomisch fundiertes, sondern als ein kulturell nachgelagertes Verhältnis begriffen. Dagegen wurde der Slogan das „Private ist Politisch“ gesetzt. Das begründete ein neues Politikverständnis. Eine wichtige Anschlussstelle für den Streitpunkt war folgendes Marx-Zitat aus dem Kapital Bd. I, 4. Kapitel zur „Verwandlung von Geld in Kapital“: „Der ehemalige Geldbesitzer schreitet voran als Kapitalist, der Arbeitskraftbesitzer folgt ihm nach als sein Arbeiter; der eine bedeutungsvoll schmunzelnd und geschäftseifrig, der andre scheu, widerstrebsam, wie jemand, der seine eigne Haut zu Markt getragen und nun nichts anderes zu erwarten hat als die – Gerberei“ (Marx 1968a, 191).

Marx analysiert den Kapitalismus, beginnt mit der Ware und tastet sich langsam zu den Triebkräften des Kapitalismus vor. Er kommt dann auf den Dreh- und Angelpunkt des Profits zu sprechen. Der Profit ist die Differenz zwischen der notwendigen Arbeit und der Mehrarbeit. Dazu müssen mehrere Bedingungen erfüllt sein. Die Arbeiter müssen doppelt frei sein, frei von Produktionsmitteln und frei ihre Arbeitskraft zu verkaufen, und sie müssen mehr arbeiten als sie für die Reproduktion ihrer Arbeitskraft benötigen. Wenn sie 10 Stunden arbeiten müssen, um den Wert zur Reproduktion ihrer Arbeitskraft zu erwirtschaften, aber 12 Stunden tätig sind, dann erwirtschaften sie in 2 Stunden einen Mehrwert, den der Kapitalist erhält. Diese Aneignung des Mehrwertes ist nach wie vor ein gesellschaftlich umkämpftes Verhältnis: Was steht dem Lohnarbeiter zu? Hier haben die

Feministinnen mit folgenden Argumenten eingehakt. Hinter dem Arbeiter steht immer seine Frau. Maria Mies, Veronica Bennholdt-Thomsen und Claudia von Werlhof fragten deshalb nach, wer die Ware Arbeitskraft produziert. Sie gingen so weit zu sagen, dass nicht der Arbeiter, sondern die Hausfrau die Ausgebeutete ist (Werlhof/Mies/Bennholdt-Thomsen 1983). Die Hausfrauisierung verlaufe immer parallel zum Prozess der Proletarisierung. Das sei ein Indiz dafür, wie sehr die nicht entlohnten Arbeiten integrale Bestandteile des Kapitalismus sind.

Eine Arbeitsteilung, die über die Geschlechterhierarchie begründet ist, die sich auch in einem Familienlohn widerspiegelt, der dem Mann vorbehaltlos zugestanden und der der lohnabhängig beschäftigten Frau verweigert wurde, macht die Frau nicht nur zur Hausfrau und Nebenerwerbstätigen, sondern damit auch zu einer unbezahlten Reproduktionsarbeiterin. Zu dieser Problematik werden wir im Kapitel von Marx nicht fündig, allerdings schreibt Friedrich Engels 1884 dazu:

„Mit der patriarchalischen Familie, und noch mehr mit der monogamen Einzelfamilie wurde dies anders. Die Führung des Haushalts verlor ihren öffentlichen Charakter. Sie ging die Gesellschaft nichts mehr an. Sie wurde ein Privatdienst; die Frau wurde erste Dienstbotin, aus der Teilnahme an der gesellschaftlichen Produktion verdrängt. Erst die große Industrie unsrer Zeit hat ihr – und auch nur der Proletarierin – den Weg zur gesellschaftlichen Produktion wieder eröffnet. Aber so, daß, wenn sie ihre Pflichten im Privatdienst der Familie erfüllt, sie von der öffentlichen Produktion ausgeschlossen bleibt und nichts erwerben kann; und daß, wenn sie sich an der öffentlichen Industrie beteiligen und selbständig erwerben will, sie außerstand ist, Familienpflichten zu erfüllen... Die moderne Einzelfamilie ist gegründet auf die offene oder verhüllte Haussklaverei der Frau... Der Mann muß heutzutage in der großen Mehrzahl der Fälle der Erwerber, der Ernährer der Familie sein, wenigstens in den besitzenden Klassen... Er ist in der Familie der Bourgeois, die Frau repräsentiert das Proletariat“ (Engels 1884, 75).

Trotz seiner kritischen Position und seiner profunden Kenntnis der Marxschen Theorien zum Kapital umschreibt er die zu leistende Reproduktionsarbeit mit dem Begriff Familienpflicht und stellt sie damit außerhalb der marxschen Betrachtung zur Reproduktion im Akkumulationsprozess des Kapitals.

Der Begriff der Hausfrauisierung und der durch ihn beschriebene Prozess waren in den 80er und 90er Jahren höchst umstritten, weil hier die Hausfrau gegen den Proletarier gestellt wurde, was zu fruchtlosen und verletzenden Debatten führte. Der zentrale Streit drehte sich um die Frage, ob die Arbeit der Hausfrau wertbildend ist. Aus dieser Auseinandersetzung entstand die Forderung nach einer Entlohnung der Hausarbeit. Stefan Paulus hat in „Hausarbeitsdebatte Revisited“ die Entstehung und Entwicklung der Debatten zusammengestellt (Paulus 2013).

Der zweite Angriffspunkt der Feministinnen war das Männlichkeitskonstrukt in der Marx'schen Analyse. Hier ist Christel Neusüß mit ihrem Werk „Die Kopfgeburt der Arbeiterbewegung“ zu nennen (Neusüß 1989). Ihre These besagt, dass dem männlich konnotierten Kopfdenken der Linken ein weiblicher Ganzheitsanspruch entgegengestellt werden muss. Allerdings ist diese knappe Rezeption eine extreme Verkürzung von Neusüß Werk.

Als drittes sind die Argumente von Frigga Haug anzuführen. Marx hat die Geschlechterverhältnisse zwar erwähnt, so Haug, sie aber nicht analysiert, sondern naturalisiert. Haug definiert auch das Geschlechterverhältnis als Produktionsverhältnis (Haug 2005; dies. 2009). Es ist somit eine Form des Kapitalismus, in der die Fragen der Reproduktion privatisiert gelöst werden. Hierarchische Geschlechterverhältnisse sind demnach integraler Bestandteil der kapitalistischen Produktionsverhältnisse.

Bezüglich der Krise der sozialen Reproduktion soll schließlich Rosa Luxemburg genannt werden. Sie war zwar keine Feministin, aber in ihrer Theorie der „Akkumulation des Kapitals“ (1913) entwickelte sie folgende These zum Kolonialismus: Der Kapitalismus braucht für seine Reproduktion ein Hinterland als Ressource, das noch nicht nach kapitalistischen Gesetzen funktioniert. Luxemburg bezog sich dabei auf die These von Marx, nach der die Entstehung von Kapital immer mit einer gewaltigen Zerstörung von nicht kapitalistischen Produktionsweisen einhergeht (Marx 1968b). Sie erweiterte die Marx'sche Sicht dahingehend, dass dieser Effekt nicht nur in der Geburtsstunde des Kapitals auftritt, sondern dass der Kapitalismus in jeder Phase auf die Zerstörung solcher Gesellschaftsformen angewiesen ist, um sich deren Ressourcen anzueignen.

Folgen wir dieser Logik, so kann man sagen, dass auch die privatisierte Reproduktionssphäre, obwohl sie eigentlich notwendig ist, sukzessive zerstört wird, um daraus Profit zu generieren. Es braucht aber auch diese Parallelbereiche, die nicht nach Effizienz, Leistung und Geldkriterien funktionieren, um darin Tätigkeiten, die keinen Gewinn bringen, unauffällig auszulagern. Die damit einhergehende Überlastung, aufgrund fehlender Zeit und Ressourcen für die Sorge um sich und andere, bedingen menschliches Leid und destruktive Lebensverhältnisse. Der Neoliberalismus reduziert die Menschen auf ihre verwertbare Leistungsfähigkeit, ihr so genanntes Humankapital und konstruiert den Unternehmer seiner selbst (Foucault 2006: 314), der leistungsstark, autark, unabhängig ist, jederzeit effizient handelt, immer rational denkt und immer gesund ist. Wer es an Initiative, Dynamik, Mobilität und Anpassungsfähigkeit fehlen lässt, ist nicht fähig, ein freies und rationales Subjekt zu sein (Bröckling/Krasmann/Lemke 2000: 30). Neoliberale Konzepte in der Politik drängen die Kranken, nicht Leistungsstarken

und Alten an den Rand der Gesellschaft und exkludieren sie als die „Anderen“. Der Neoliberalismus legitimiert sich über dieses Konstrukt, das es so gar nicht gibt, denn jeder Mensch ist mindestens in einem Drittel seines Lebens von der Sorge Anderer abhängig, weil er klein, krank oder alt ist. Neoliberale Verhältnisse basieren darauf, dass diese Sorge-Kosten privatisiert werden und der lukrative Teil der Reproduktionssphäre zur Gewinnmaximierung herangezogen wird. Nach Brenssell existieren zwei Dynamiken der Privatisierung. Diese führen zuerst raus aus der öffentlichen Finanzierung und rein in die private Verantwortung, wo dann zum zweiten der lukrative Teil an gewinnorientierte Unternehmen vergeben und der profittechnisch unattraktive Rest in die private Sphäre verlagert wird.

Zudem existiert eine bezahlte Care Ökonomie, wie z.B. die Soziale Arbeit, die jedoch mehrheitlich als notwendige Reparatur gesehen wird, wenn in der privaten Reproduktionsarbeit Fehler gemacht werden oder offenkundig notwendige Care-Arbeiten dort nicht mehr geleistet werden können.

### Krise der Sozialen Reproduktion und Care-Revolution

Den allermeisten Menschen fehlt es an Zeit und/oder Geld oder an beidem, um selbstbestimmt für sich und andere sorgen zu können sowie darüber zu entscheiden, von wem sie versorgt werden möchten. Dies liegt nicht an mangelndem individuellem Engagement, sondern hängt eng mit dem kapitalistischen Wirtschaftssystem zusammen. Hier spitzt sich gegenwärtig ein zentraler Widerspruch zwischen der Profitmaximierung und der Reproduktion der Arbeitskraft deutlich zu, wobei erstere das Ziel kapitalistischen Wirtschaftens und letztere wiederum die Voraussetzung für Profitmaximierung ist. Um Profit zu generieren, soll möglichst wenig Geld in die Betreuung und Ausbildung neuer Generationen und in die Qualifizierung und Versorgung der gegenwärtigen Arbeitskräfte gesteckt werden. Diese Krise sozialer Reproduktion führt dazu, dass die Existenzsorgen, Belastungen und Überforderungen für alle Sorgearbeitenden weltweit, wenn auch in unterschiedlicher Intensität, zunehmen. Über die asymmetrischen Geschlechterverhältnisse wird mit der sogenannten „Stillen Reserve“ der Zugang zum Arbeitsmarkt reguliert und eine Lohndifferenz aufrechterhalten (Winker i.E.). Wir haben es hier mit heteronormativen, klassistischen, rassistischen und bodyistischen Herrschaftsverhältnissen zu tun. Diese vier Herrschaftsverhältnisse regulieren den Arbeitsmarkt über ungleiche Zugänge, Löhne und Gehälter.

Der Slogan „Care Revolution“ (Winker 2009; dies. i.E.) hat sich als Kristallisationsbegriff für die kollektiven solidarischen Widersetzungen und Alternativ-

projekte der Care-Bewegung etabliert. Er markiert „eine feministische Perspektive für eine gesellschaftliche Transformation“ (Winker 2013: 119) und steht für eine feministische Ökonomiekritik, die analysiert, wie der lebensnotwendige Bereich sozialer Reproduktion in der kapitalistischen Ökonomie strukturell abgewertet wird (Brückner 2010, Federici 2012). Wenn gesellschaftliche Verhältnisse im Sinne eines guten Lebens für Alle weltweit verändert werden sollen, dann müssen die Widersprüche zwischen der Profitmaximierung und der Reproduktion der Arbeitskraft sichtbar gemacht werden. Menschen handeln nicht freiwillig gegen ihre eigenen Lebensinteressen, sie tun es, weil sie auf gesellschaftliche Teilhabe und Partizipation hoffen. Deshalb ist es notwendig, Prozesse in Gang zu setzen, die aufschlüsseln, wie wir normativ und strukturell gezwungen werden, uns täglich Forderungen zu unterwerfen. Anrufungen zu akzeptieren und uns an Gegebenheiten anzupassen, die nicht unseren Lebensinteressen entsprechen. Nur dann können wir gemeinsam mit Anderen und für Andere Ideen entwickeln, um uns gegen einen profitorientierten Zugriff auf unser Leben zu wehren. Brenssell greift den Vorschlag von Mascha Madörin auf, eine Messguerilla gegen das Vermessen unseres Alltags (Brenssell 2012) zu entwickeln, um in den Widerstand gegen die vollständige Ökonomisierung des Lebens zu treten mit dem Ziel, ein gesellschaftliches Umdenken und Bewusstsein dahingehend zu ermöglichen, dass alle Menschen von der Krise der sozialen Reproduktion betroffen sind. Deshalb sollten alle notwendigen Veränderungen in der Care-Arbeit von den unmittelbaren Lebensbedürfnissen der Menschen ausgehen.

Es ist wichtig, feministische Perspektiven zu entwickeln, die bei allen individuellen Differenzen die vergleichbaren Lebensbedürfnisse und die für alle Menschen notwendigen Care-Arbeiten in den Fokus nehmen (Winker i.E.). Care Revolution ist eine politische Aktivität, die konsequent die Verwirklichung menschlicher Lebensbedürfnisse ins Zentrum stellt und die Ökonomie nicht als die Wissenschaft von Wachstumsraten, Profitsicherung und Gewinnmaximierung betrachtet. Sie mündet in der Forderung, dass alle für die Daseinsvorsorge notwendigen Arbeiten in einer Gesellschaft von der Warenproduktion und damit vom Wertungsprimat auszuschließen sind (ebd.). Im Zentrum dieser Ökonomie müssen grundlegende kollektive Formen der Reproduktion stehen, und es gilt, Care-Dienstleistungen in allen Lebensbereichen auszubauen. Menschen sind in vielen Phasen ihres Lebens auf die Sorge Anderer angewiesen und dann auch abhängig. Das bedeutet, zu kooperieren, statt zu konkurrieren, und sich an lebensnotwendigen Bedürfnissen statt an monetären Größen zu orientieren (Knobloch 2013), also einen grundlegenden Perspektivwechsel vorzunehmen. Dazu müssen auch die Arbeitsbedingungen und Gehälter der Care-Arbeiter\_innen deutlich verbessert werden.

Die ersten Schritte einer Care Revolution bestehen darin, finanzielle Ressourcen zu erschließen. Diese stünden mit einem konsequenten Schuldenschnitt zu Lasten der großen Gläubiger sowie einer deutlich stärkeren Besteuerung der Reichen und der Unternehmensgewinne zur Verfügung (Winker i.E.). Gleichzeitig muss mehr Zeit zum „freien“ Leben erkämpft werden, indem die gesamtgesellschaftliche Produktivitätssteigerung genutzt wird, um die Erwerbsarbeitszeit radikal zu reduzieren und eine Grundsicherung zu gewährleisten.

Es geht darum, möglichst viele Menschen zu mobilisieren und an ihren Lebensalltag anzuknüpfen. Es werden menschliche Bedürfnisse für ein würdevolles Leben und nicht die Ökonomie in den Mittelpunkt der Auseinandersetzung gestellt und alle Formen der Abwertung und Ausbeutung abgelehnt. Verbindend ist die Vision – das gemeinsame Dritte (Bertold Brecht) – ein gutes Leben für Alle.

### Literatur

- Brecht, Bertold 1967: Lob der dritten Sache. In: Gesammelte Werke in 20 Bänden. Bd. 2. Frankfurt am Main, 878
- Brensell, Ariane 2012: Krise Krankheit Widerstand. taz vom 18.08.2012
- 2011: Kein Kapitalismus ohne (hierarchische) Geschlechterverhältnisse! Vortrag Rosa-Luxemburg-Stiftung, 11.07. Berlin
- Bröckling, Ulrich; Krasmann, Susanne; Lemke, Thomas 2000: Gouvernementalität der Gegenwart. Frankfurt am Main
- Brückner, Margrit 2010: Entwicklungen der Care-Debatte – Wurzeln und Begrifflichkeiten. In: Apitzsch, Ursula; Schmidbaur, Marianne (Hg.): Care und Migration. Op-laden, S. 43-58
- Engels, Friedrich 1884: „Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats“ Karl Marx, Friedrich Engels: Werke. Berlin 1962, Band 21, S. 36-85
- Federici, Silvia 2012: „Aufstand aus der Küche. Reproduktionsarbeit im globalen Kapitalismus und die unvollendete feministische Revolution. Münster
- Foucault, Michel 2006: Geschichte der Gouvernementalität II: Die Geburt der Biopolitik. Frankfurt am Main
- Haug, Frigga 2005: Geschlechterverhältnisse als Produktionsverhältnisse. In: Kaindl (Hrsg.): Kritische Wissenschaften im Neoliberalismus. Eine Einführung in Wissenschafts-, Ideologie- und Gesellschaftskritik. Marburg
- 2009: Geschlechterverhältnisse sind Produktionsverhältnisse. Eröffnungsvortrag beim Kongress der Europäischen Linken Feministinnen (ELF). Wien
- Knobloch, Ulrike 2013: Sorgekrise. Ein Handbuchartikel. In: Denknetz Jahrbuch 2013. Care statt Crash. Zürich, S. 24-32
- Luxemburg, Rosa 1913: Die Akkumulation des Kapitals. Ein Beitrag zur ökonomischen Erklärung des Imperialismus. Berlin. In: Rosa Luxemburg – Gesammelte Werke.

- Herausgegeben vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED. Band 5, Berlin/DDR. 1975, „Die Akkumulation des Kapitals“, S. 5-411
- Marx, Karl 1968a: Die Verwandlung von Geld in Kapital. In: Karl Marx – Friedrich Engels – Werke, Band 23, „Das Kapital“, Bd. I, Zweiter Abschnitt, Viertes Kapitel, Berlin/DDR, S. 161-191
- 1968b: Die Verwandlung von Geld in Kapital. In: Karl Marx – Friedrich Engels – Werke, Band 23, „Das Kapital“, Bd. I, Siebenter Abschnitt, Vierundzwanzigstes Kapitel, Berlin/DDR, S. 741-791
- Madörin, Mascha 2007: Neoliberalismus und die Organisation der Care-Ökonomie. In: Denknetz Jahrbuch 2007: Zur politischen Ökonomie der Schweiz. Eine Annäherung, S. 141-162
- Neusüß, Christel 1989: Die Kopfgeburten der Arbeiterbewegung oder die Genossin Luxemburg bringt alles durcheinander. Hamburg
- Paulus, Stefan 2013: Hausarbeitsdebatte Revisited. Zur Arbeitswerttheorie von Haus und Reproduktionsarbeit, Harburg. Online verfügbar unter: urn:nbn:de:gbv:830-tubdok-12034
- Werlhof, Claudia von/Mies, Maria/Bennholdt-Thomsen, Veronika 1983: Frauen, die letzte Kolonie. Zur Hausfrauisierung der Arbeit. Reinbek
- Winker, Gabriele 2009. Care Revolution – ein Weg aus der Reproduktionskrise. <http://www.feministisches-institut.de/carerevolution/>
- 2010: Prekarisierung und Geschlecht. Eine intersektionale Analyse aus Reproduktionsperspektive. In: Manske, Alexandra/Pühl, Katharina (Hg.): Prekarisierung zwischen Anomie und Normalisierung. Forum Frauen- und Geschlechterforschung Band 28. Münster, S. 165-183
- 2013: Zur Krise sozialer Reproduktion. In: Baumann, Hans; Bischel, Iris; Gemperle, Michael; Knobloch, Ulrike; Ringger, Beat; Schatz, Holger (Hg.): Care statt Crash. Sorgeökonomie und die Überwindung des Kapitalismus. Zürich, S. 119-133
- (i.E.): Prekarisierungsprozesse in der sozialen Reproduktionskrise. In: Amacker, Michèle/Völker, Susanne (Hg.): Prekarisierungen. Arbeit, Sorge, Politik. Weinheim

Kathrin Schrader, Haakestr. 73c, 21075 Hamburg  
E-Mail: [k.schrader@tu-harburg.de](mailto:k.schrader@tu-harburg.de)



Gabriele Winker

## Rede auf der *Aktionskonferenz Care Revolution* unter der Thematik: Soziale Reproduktion in der Krise – Care Revolution als Perspektive



Die Redaktion der Widersprüche hat sich entschieden, die Rede, die Gabriele Winker auf der Aktionskonferenz Care Revolution am Samstag, den 15. März 2014, in Berlin gehalten hat, hier zu dokumentieren. Gabriele Winker ist eine der Mitorganisator\_innen dieser Konferenz. Initiiert vom Feministischen Institut Hamburg, dem AK Reproduktion<sup>1</sup> und der Rosa-Luxemburg-Stiftung, hatten zu dieser Aktionskonferenz mehr als 60 lokale Gruppen bzw. kleinere bundesweite Verbände aufgerufen, die im Bereich der Sorgearbeit politisch aktiv sind: Von Initiativen pflegender Angehöriger über Interessenvertretungen von Menschen mit Behinderungen und Elterninitiativen bis zu migrantischen Selbstorganisationen, von Verdi- und GEW-Betriebsgruppen im Bereich der Pflege und Erziehung über verschiedene Gruppen aus den sozialen Bewegungen und Aktivist\_innen im Bereich alternativer Ökonomien bis zu queer-feministischen Gruppen. Diese Vielfalt der Initiativen, Gruppen und Netzwerke und die große Zahl der Teilnehmenden hat gezeigt, wie viele die Vernetzung im Care-Bereich als notwendig einschätzen. An die dokumentierte Rede schließt eine kurze Darstellung des aktuellen Stands der Vernetzung durch Gabriele Winker an.

Liebe Mitstreiter\_innen und Mitstreiter, liebe Freundinnen und Freunde, ich freue mich sehr, hier heute vor so vielen Care-Aktivistinnen und Aktivisten sprechen zu dürfen. Vor etwas mehr als einem Jahr haben Anja und ich zu zweit am Frühstückstisch den ersten Entwurf zur Aktionskonferenz Care Re-

---

<sup>1</sup> Der bundesweite AK Reproduktion hat sich im Juli 2012 auf Einladung des Feministischen Instituts Hamburg gegründet. In diesem Kreis von wissenschaftlich und politisch an Reproduktionsarbeit Interessierten entstand Anfang 2013 die Idee der Aktionskonferenz Care Revolution.

volution geschrieben, seither arbeiten wir als eine kleine Vorbereitungsgruppe aus Mitgliedern des AK Reproduktion mit viel Energie an der Konkretisierung und Umsetzung dieser Idee. Dank Eurer schnellen und unkomplizierten politischen Unterstützung, eine Unterstützung von inzwischen 60 Initiativen im deutschsprachigen Raum, hat die Vorbereitung schnell an Dynamik gewonnen. Wir konnten in vier Kooperationstreffen, die zur Vorbereitung in Hannover und Berlin stattgefunden haben, die inhaltliche Ausrichtung der Konferenz schärfen. Dank der Unterstützung der Rosa-Luxemburg-Stiftung, die uns zügig Räume, Druck der Flyer, Kinderbetreuung, Essen uvm. kostenlos zur Verfügung stellte, konnten wir das Event so groß werden lassen, wie es jetzt geworden ist. Und dank Eurer politischen Aktivitäten, die gestern in ihrer Vielfalt und Breite exemplarisch deutlich wurden, sind wir mit großem Elan in diese Aktionskonferenz gestartet. Dank also an Euch, an uns alle!

Meine Aufgabe ist jetzt, in nicht mehr als einer halben Stunde die Idee, die für uns hinter der Aktionskonferenz Care Revolution steht, inhaltlich und politisch etwas einzuordnen. Ich werde im Folgenden viel von „wir“ reden, da ich nach all den vielen Diskussionen in unserer Vorbereitungsgruppe und auch mit vielen Kooperationspartner\_innen die folgenden Überlegungen nicht allein mir zuschreiben möchte. Mir ist durchaus bewusst, dass damit wiederum die Gefahr besteht, dass ich einige für etwas vereinnahme, was sie eventuell anders einschätzen. Dies ist nicht meine Absicht. Wenn dies an der einen oder anderen Stelle trotzdem passiert, so habe ich dies selbstverständlich alleine zu verantworten.

Im Folgenden möchte ich mich in der Kürze der Zeit auf zwei Fragen konzentrieren, die bei unseren Diskussionen im Vorfeld immer wieder im Zentrum standen und die eng zusammenhängen:

1. Was ist das Verbindende der vielfältigen Initiativen, die aus unterschiedlichen Lebenslagen und Bedürfnissen heraus politisch aktiv sind?
2. Was verstehen wir unter Care Revolution?

Ich frage also zunächst, was das bei aller Differenz Verbindende sein kann.

Wir alle, die wir hier sitzen, leisten tagtäglich unbezahlte Reproduktionsarbeit, Care-Arbeit, Sorgearbeit für uns und für andere. Und uns allen fehlen dafür oft die finanziellen und/oder zeitlichen Ressourcen, zumal dann, wenn wir noch den Wunsch haben, politisch tätig zu sein und auch Stunden der Muße zu genießen. Dennoch schauen wir von unterschiedlichen Positionen auf unsere Sorgearbeit. So gibt es unter uns Menschen, die derzeit neben dem Kümern um ihre Freund\_innen keine regelmäßige Sorgeverantwortung für andere Menschen haben, aber auch mit der Sorge für sich, mit der Selbstsorge, sehr gefordert sind. Sie müssen sich auf einem prekarierten Arbeitsmarkt immer wieder neu um ihre finanzi-

elle Lebensgrundlage kümmern, den jeweils richtigen Ausbildungsweg wählen, bezahlbaren Wohnraum finden, oder sie müssen überlange Erwerbsarbeitszeiten durchstehen und sich gleichzeitig fit und gesund halten, auch wenn Krankenkassen notwendige Versorgungsleistungen eingestellt haben. Dann gibt es unter uns Sorgearbeitende, die sehr viel Verantwortung für Kinder und pflegebedürftige Angehörige übernommen haben, die erschöpft sind, auch wenn sie diese Aufgaben für ihre Lieben gerne machen. Oft finden sie kaum noch Zeit für ein politisches Engagement, geschweige denn ausreichend Zeit für die Selbstsorge, und Muße bleibt für sie allermeist ein Fremdwort. Und es gibt Menschen unter uns, die im Beruf als Care-Arbeitende in Erziehung und Bildung, in Gesundheit und Pflege unter schwierigsten Bedingungen versuchen, ihren ethischen Ansprüchen an eine gute Care Arbeit gerecht zu werden. In Zeiten der Einsparung und Rationalisierung führt das schnell zur Überforderung.

Schon die Lebenslagen dieser Gruppen sind sehr unterschiedlich. Sie differenzieren sich weiter, wenn wir bedenken, dass Menschen aufgrund einer körperlichen oder psychischen Einschränkung mehr Sorge benötigen. Sie differenzieren sich auch, wenn wir bedenken, dass vor Verfolgung und Existenznot Geflohene unter teilweise verheerenden Einschränkungen, in Lagern oder ohne Existenzsicherheit lebend, noch viel grundlegender auf Hilfe angewiesen sind. Sie differenzieren sich zusätzlich, wenn wir bedenken, dass sich die Lebenssituationen von illegalisiert Arbeitenden in Haushalten oder in der Sexarbeit wieder anders darstellen und diese sich wiederum unterscheiden von den Situationen von finanziell armen Menschen, Obdachlosen, Menschen im Knast. Dann wird klar, wie unterschiedlich auch unsere Lebens- und Problemlagen in diesem Raum sind. Und es wird klar, dass wir manche Gruppen bisher überhaupt noch nicht erreicht haben.

Festhalten lässt sich, dass sich in all dieser Verschiedenheit als Gemeinsames folgende Tatsache herauschält: Grundlegende Lebensbedürfnisse, die zusammenhängen mit dem Recht, selbstbestimmt Sorge zu geben und selbstbestimmt Sorge zu empfangen, lassen sich in unserer Gesellschaft nicht realisieren. Trotz großen individuellen Engagements können wir auch in den deutschsprachigen Ländern, also Ländern mit hoher Wirtschaftskraft, unsere Care-Bedürfnisse nicht umfassend, manchmal noch nicht einmal im Ansatz erfüllen. Dabei ist uns sehr wohl bewusst, dass dies in Ländern des globalen Südens noch viel weniger möglich ist. Nicht umsonst schreibt selbst Papst Franziskus, dass, ich zitiere, „diese Wirtschaft tötet“. Und auch an der Südpempherie der EU sind sozialstaatliche Regelungen schon so weit abgebaut, dass bspw. erwerbslose Frauen in Griechenland nicht wissen, wer ihnen bei der Geburt hilft, und Alleinerziehende froh sind, wenn ihre Kinder im Kinderheim unterkommen, da sie diese trotz Vollzeitjobs nicht

ernähren können. Aber auch hier in den deutschsprachigen Ländern hat sich die sozialpolitische Situation in den letzten Jahrzehnten deutlich verschlechtert. Wir sind genau deswegen heute hier, um uns gegen diese Angriffe zur Wehr zu setzen und für ein gutes Leben für alle – weltweit – einzutreten.

Zugespitzt hat sich diese Entwicklung mit dem neoliberalen Projekt, wonach jede erwerbsfähige Person eigenständig ihre Existenz sichern muss, sprich Vollzeit erwerbstätig sein soll. Wir wissen, vor 50 Jahren galt noch ein anderer Glaubenssatz. Das damalige Familienernährermodell war vor allem in den deutschsprachigen Ländern weit verbreitet und sah vor, dass Männer primär für die Lohnarbeit und Frauen primär für die nicht entlohnte Reproduktionsarbeit zuständig zu sein haben. Es war die Frauenbewegung, die diese geschlechterhierarchische Arbeitsteilung und die Frauendiskriminierung skandalisierte. Sie konnte Teilerfolge erzielen, auch deshalb, weil für das Kapital anlässlich der zunehmenden globalen Wirtschaftsbeziehungen der Familienernährerlohn inkl. des damals relativ breit ausgebauten Sozialversicherungssystems zu teuer erschien. Nicht thematisiert wurde in diesem Übergang, wie bei Berufstätigkeit aller die weiterhin notwendige Reproduktionsarbeit organisiert werden soll. Diese Ignoranz hat deswegen verheerende Folgen, weil diese unbezahlte Sorge-Arbeit in Familien in der BRD von ihrem zeitlichen Umfang ca. dem 1,7-fachen der Lohnarbeit entspricht. Ich halte diesen Zustand, diese für unser aller Leben und Wohlergehen notwendige Arbeit bis heute unsichtbar zu halten und sie weder zeitlich noch finanziell abzusichern, für politisch verantwortungslos und ethisch verwerflich!

Verschärft wird diese Situation durch fortschreitende Arbeitszeitverlängerung in Ganztagsjobs und Arbeitsintensivierung in allen Lohnarbeitsverhältnissen und durch den Abbau sozialstaatlicher Dienstleistungen. Das geschieht vor allem in den Bereichen der Bildung und Gesundheit, trifft also gerade Familien und ältere Menschen. Und so nehmen die unentlohnten Sorgearbeiten nicht ab, sondern zu, indem beispielsweise in den Krankenhäusern zur Kostensenkung sowohl Pflegefachkräfte überproportional reduziert als auch Liegezeiten verringert werden. Es sind jetzt Familienangehörige und Freund\_innen, die viele dieser Pflegearbeiten sowohl im Krankenhaus als auch nach der zu frühen Entlassung zuhause leisten müssen. Damit werden Menschen, die Pflege benötigen, ebenso wie ihre Angehörigen, aber auch Pflegefachkräfte in Gesundheitsinstitutionen von der Politik alleine gelassen. Dass sich dies grundlegend ändern muss, darin sind wir uns einig!

Allerdings gehen Menschen, da komme ich wieder auf die Differenzen zurück, mit dieser bitteren Realität zunehmender Erwerbsarbeit und zunehmender Sorgearbeit recht unterschiedlich um. Dies hängt primär von ihrer finanziellen Absicherung ab, aber auch vom Ausmaß der Sorgeverpflichtungen.

Nur ein kleiner Teil der Familien mit Kindern ist überhaupt in der Lage, zwei Vollzeitstellen innezuhaben und damit die Existenz der Familie zu sichern. Und auch dies ist nur möglich, weil die deutsche Bundesregierung dieses neoliberale Modell, das ja das gewünschte ist, mit dem Elterngeld in besonderem Maß subventioniert und auch die neu geschaffenen Kita-Plätze vor allem diesem Personenkreis zur Verfügung stellt. Und weil die auch dort anfallende Reproduktionsarbeit über sozial nicht abgesicherte und schlecht entlohnte, oft migrantische Haushaltsarbeiter\_innen abgewickelt wird, was seit Jahrzehnten geduldet wird, auch wenn es gegen das Arbeitsrecht verstößt.

Dort, wo nach wie vor primär Frauen Teilzeitarbeit leisten, kommt es auch nach wie vor zu großen Doppelbelastungen. Dazu kommt neuerdings das Damoklesschwert der Existenzunsicherheit, da bei einer Scheidung nach der Unterhaltsreform von 2008 die bisher in Teilzeit oder nur stundenweise arbeitenden Partner\_innen sich wieder selbst versorgen müssen. Selbst wenn dies kurzfristig gelingt, führt es zu Armut im Alter. Den Menschen in prekären Lebensmodellen dagegen fehlen schon heute die finanziellen und zeitlichen Ressourcen für Sorgearbeit wegen langer Lohnarbeitstage bei gleichzeitig schlechter Bezahlung und hohen Anforderungen, was wechselnde Schichten und kurzfristige Abrufbarkeit durch die Unternehmen angeht. Und Menschen, die Hartz IV erhalten, wie viele Alleinerziehende und pflegende Angehörige, oder die auf andere Sozialbezüge angewiesen sind, wie geduldete Flüchtlinge oder Asylbewerber\_innen, unterliegen den damit verbundenen rigiden Vorgaben. Ihnen wird das Recht, selbst zu bestimmen, wie sie wen versorgen und von wem sie versorgt werden möchten, ganz grundlegend verwehrt.

Wir können also feststellen, dass es nicht *ein* neoliberales Lebensmodell gibt, sondern dass die Belastungen recht unterschiedlich aufgefangen werden. Wir können aber auch feststellen, dass nicht eines davon humanen Kriterien entspricht. Und so gibt es auch hier bei aller Differenz gleichgerichtete Interessen, sicherlich mit Ausnahme derjenigen Reichen, die bei der Anstellung einer schlecht bezahlten migrantischen Haushaltsarbeiterin keine ethischen Bedenken haben.

Wenn wir den umfassenden Angriffen auf ein gutes Leben für alle weltweit adäquat entgegenzutreten wollen, müssen wir allerdings diese Phänomene in eine umfassende polit-ökonomische Krisenanalyse einbeziehen. Hier spitzt sich derzeit ein zentraler Widerspruch in kapitalistischen Systemen deutlich zu: Nämlich der zwischen der Profitmaximierung, dem Ziel kapitalistischen Wirtschaftens, und der Reproduktion der Arbeitskraft, die wiederum die Voraussetzung für Profitmaximierung ist. Das heißt, um den Profit hoch zu halten, soll möglichst wenig Geld in die Betreuung und Ausbildung neuer Generationen und möglichst wenig Geld

in die Qualifizierung und Versorgung derzeitiger Arbeitskräfte gesteckt werden. Daraus ergibt sich dann aber systemimmanent das Problem, dass diejenigen, die den Profit erwirtschaften sollen, nicht mehr in der gewünschten Quantität und auch nicht mit der geforderten Qualität, also fit, gebildet, gesund, flexibel, innovativ zu Verfügung stehen. Um diesen sich weiter zuspitzenden Widerspruch zu charakterisieren, sprechen wir von einer Krise sozialer Reproduktion.

Aus dieser Krisenanalyse wird dann verständlich, warum Wirtschaftsvertreter\_innen den Sorgearbeitenden an den Punkten entgegenkommen, wo andernfalls ihre Interessen beeinträchtigt werden. Das wird dann oft mit der Floskel von der Vereinbarkeit von Beruf und Familie etikettiert. So unterstützen sie beispielsweise politisch den Ausbau der staatlichen Kinderbetreuung, damit sie alle erwerbsfähigen Personen voll flexibel einsetzen können. Diese Kinderbetreuung soll dann allerdings möglichst kostengünstig stattfinden. Davon können Erzieher\_innen und Eltern ein Lied singen: Zu wenig qualifiziertes Personal in den Kitas, schlecht entlohnte Erzieher\_innen, fehlende Kapazitäten für Sprachförderung und vieles mehr. Darüber hinaus hat aus der Perspektive der Ökonomie all das Priorität, was, ohne die Lohnarbeit aller zu beeinträchtigen, unbezahlt in Familien, Ehrenamt, Nachbarschaften oder über schlecht bezahlte Haushaltsarbeiter\_innen realisiert werden kann.

Aus unserer Analyse einer sozialen Reproduktionskrise wird ferner, so hoffe ich, klar, dass für die übergroße Mehrheit der Sorgearbeitenden weltweit, wenn auch in ganz unterschiedlicher Intensität, die Existenzsorgen und die enormen zeitlichen Belastungen weiter zunehmen werden. Es sei denn, wir greifen dieses System grundlegend an, indem wir versuchen, Wirtschaft und Gesellschaft aus der Sicht unserer Lebensbedürfnisse, aus der Sicht von Sorge und Selbstsorge, zu revolutionieren. Deswegen Care Revolution!

Damit bin ich bei der zweiten Frage: Was verstehen wir unter Care Revolution? Wir meinen mit diesem Begriff ein politisches Handeln, das einen radikalen Wechsel des Ausgangspunkts politischer Argumentation vornimmt. Wir plädieren mit diesem Begriff für ein Handeln, das Politik und Wirtschaft nicht von Wachstumsraten, Profitsicherung und Gewinnmaximierung aus denkt, sondern von den menschlichen Bedürfnissen, also zentral auch von Sorgen und Versorgt-Werden. Wenn wir es ernst meinen mit einer Care Revolution, die das menschliche Leben in den Vordergrund stellt, dann dürfen wir uns nicht von Kostenargumenten davon abbringen lassen. Wir müssen vielmehr verdeutlichen, dass ein ökonomisches, ein gesellschaftliches System fähig sein muss, Grundbedürfnisse aller Menschen in ihrer Verschiedenheit zu befriedigen, ohne dabei Menschen aus anderen Weltregionen zu diskriminieren.

Was heißt dies konkret? Wir unterscheiden bei der Care Revolution zwischen individueller Absicherung und kollektiver Realisierung von Care-Dienstleistungen. Zunächst muss jeder Mensch individuell das Recht haben, sich ohne Existenzsorgen um sich und andere, Freund\_innen, Angehörige, Nachbar\_innen kümmern zu können. Auch muss jede Person selbstbestimmt entscheiden können, wer sie versorgt und ihr behilflich ist. Dafür bedarf es für jedes Individuum ausreichend finanzieller und zeitlicher Ressourcen. Mit einer solchen Zielrichtung lässt sich dann beispielsweise anknüpfen an Reformvorhaben wie Arbeitszeitverkürzung mit Personal- und Lohnausgleich und auch an Auseinandersetzungen um das Bedingungslose Grundeinkommen.

Darüber hinaus gibt es aber auch viele Aufgaben, die wir heute schon kollektiv, in Gemeinschaft, regeln. Und diese Aufgaben werden in einer sich in Richtung Care bewegenden Gesellschaft noch weiter zunehmen. Für uns müssen diese grundlegenden kollektiven Formen der Daseinsvorsorge im Zentrum einer Ökonomie stehen. Deswegen ist der Ausbau von Care-Dienstleistungen in der Bildung und Erziehung, in der Gesundheit und Pflege wichtig. Und selbstverständlich müssen gleichzeitig die Arbeitsbedingungen und die Verdienstmöglichkeiten der Care-Beschäftigten deutlich verbessert werden. Wie diese kollektiven Projekte konkret inhaltlich und auch organisatorisch arbeiten, ob es also genossenschaftliche Gesundheitszentren in Stadtteilen und/oder überregional staatlich organisierte Spezialkliniken geben wird, dies können nur die Menschen, die es betrifft, selbst entscheiden. Klar ist nur, dass konkrete Formen der Demokratisierung und Gestaltung dieser gemeinschaftlichen Bereiche der Daseinsvorsorge notwendig sind. Ich denke da an gewählte Care-Räte im Dorf, im Stadtteil, regional, landesweit.

Für jede und jeden würde mit einer solchen Zielrichtung einer Care Revolution Zeit für Sorge, für zivilgesellschaftliches und politisches Engagement wieder auf die Tagesordnung kommen – und nicht zuletzt würde auch das alte Wort Muße zur Benennung von Selbstzweck bezogenen Praxen wieder an Bedeutung gewinnen.

Ich denke, es ist klar, dass ein solches Ziel nur über Umverteilung von oben nach unten realisierbar ist. Allerdings bedarf es einer starken Care-Bewegung, um diese Umverteilung und damit erste Schritte einer Care Revolution auch nur in Ansätzen zu erreichen. Es bedarf unserer Aktionen.

Dafür scheint es mir wichtig, und da können wir auf die Erfahrungen bei der Planung dieser Aktionskonferenz zurückgreifen, dass wir uns Offenheit und Neugier aufeinander bewahren, dass wir uns solidarisch aufeinander beziehen und voneinander lernen. Dann kann es uns gelingen, immer wieder die Ziele und Forderungen, die sich aus den unterschiedlichen Lebenslagen ergeben, in die

Öffentlichkeit zu tragen und diese verschiedenen Initiativen über die Gedanken der Care Revolution miteinander zu verknüpfen. Wir können darüber hinaus in Diskussionen ausgehend von unseren unterschiedlichen Wünschen und Ideen unsere programmatischen Vorstellungen weiterentwickeln. Wichtig ist weiter, dass wir unsere Gedanken zu einer neuen, an Care orientierten Ökonomie auch in andere soziale Bewegungen hineinbringen. Ich denke hier an die Krisenproteste oder die wachstumskritische ökologische Bewegung. Daraus können andere soziale Bewegungen nur gewinnen und die Care-Bewegung kann gleichzeitig breiter und klarer, lauter und sichtbarer werden.

Und je mehr Mitstreiter\_innen wir finden, desto mehr Menschen wird es in den sozialen Auseinandersetzungen, die direkt an den jeweiligen Lebensalltag anknüpfen, klar werden, dass es nicht weiter primär um Profitsicherung gehen kann. Vielmehr werden, davon bin ich überzeugt, immer mehr Menschen beginnen, sich auch öffentlich und mit anderen über ihre Visionen auszutauschen. Sie werden darüber nachdenken, wie eine Gesellschaft gestaltet werden muss, in der für alle ein gutes Leben möglich ist und dabei weltweit gedacht wird. Am Horizont könnte sich dann eine andere Gesellschaft abzeichnen, eine neue, ob sie nun libertär, umfassend demokratisch oder kommunistisch heißen mag. Wichtig für uns ist jetzt, dass es eine menschenfreundliche Gesellschaft sein wird, eine von Care-Bewegten revolutionierte Gesellschaft. In diesem Sinne danke ich für Eure Aufmerksamkeit!

## Was ist seither geschehen?

Auf der dreitägigen Aktionskonferenz Care Revolution Mitte März in Berlin haben sich in Care-Bereichen aktive Gruppen und Einzelpersonen zum ersten Mal in einem solch breiten Spektrum ausgetauscht. 500 Aktivist\_innen aus unterschiedlichsten Lebenszusammenhängen diskutierten drei Tage lang, wie eine Gesellschaft gestaltet werden müsste, in der grundlegende Lebensbedürfnisse verwirklicht werden können. Im Zentrum stand dabei das Recht, selbstbestimmt für sich und andere zu sorgen und selbstbestimmt zu entscheiden, von wem und wie wir versorgt werden wollen. Zwischendrin ging die Konferenz unter dem Motto „Das Unsichtbare sichtbar machen – Care auf die Straße tragen“ in die Öffentlichkeit. Zum Abschluss stimmten die Teilnehmer\_innen einer gemeinsam erarbeiteten Resolution zu, in der das Selbstverständnis der beteiligten Initiativen und Einzelpersonen deutlich wird. Viele sind mit neuer Energie und mit neuen Ideen für die eigene politische Arbeit nach Hause gefahren.

Im Mai 2014 wurde als eines der ersten Ergebnisse der Konferenz das Netzwerk Care Revolution gegründet, mit dem vorhandene lokale Initiativen im Care-Bereich

vernetzt werden und damit sichtbarer auftreten können. Das Netzwerk hat derzeit die Aufgabe, kontinuierlich und verstärkt Care-Aktivistinnen und -Aktivisten aus sehr verschiedenen politischen Zusammenhängen mit ihren unterschiedlichen Lebenslagen und damit auch Problemstellungen zusammenzubringen.

Jedes halbe Jahr findet ein bundesweites Netzwerktreffen statt. Das Netzwerk wählt auf jedem Netzwerktreffen einen Koordinationskreis, in dem Vertreter\_innen beteiligter Gruppen gemeinsame Aktivitäten zwischen den Netzwerktreffen koordinieren. Das Netzwerk verbreitet sich derzeit in die Regionen. Es gibt Aktivitäten in vielen Städten und auch erste Gründungen lokaler Netzwerke Care Revolution, bisher in Berlin/Brandenburg, Hamburg und Freiburg. Erste gemeinsame bundesweite Aktivitäten gab es 2014 bei den dezentralen Veranstaltungen der Blockupy-Kampagne sowie am 1. Mai, bei dem die Care-Bewegung in verschiedenen Städten darauf hinwies, dass auch die unsichtbare Arbeit sichtbar gemacht werden muss und es dringend notwendig ist, diese unentlohnte oder schlecht entlohnte Care-Arbeit im umfassenden Sinn menschenwürdig zu gestalten. Mit einem kleinen Kampagnenbüro, das über einen gemeinnützigen Verein auch Spenden einwerben kann, wird die Organisation der Vernetzung sichergestellt. Aktuelle Informationen sind über die Homepage des Netzwerks Care Revolution unter: <http://care-revolution.site36.net/> zu finden.

Wie schnell es gelingt, die Ziele des Netzwerks Care Revolution zu verbreitern, lässt sich heute schwer einschätzen. Deutlich ist, dass die Thematik bei vielen Menschen, die sich politisch unterschiedlich verorten, auf große Resonanz stößt. So verschieden die beteiligten Initiativen in ihren Themen und ihrer politischen Ausrichtung sind, so gibt es dennoch wesentliche Überschneidungen. Im Mittelpunkt der Forderungen der beteiligten Gruppen stehen eine freie Wahl, wie sie sorgen und umsorgt werden möchten, eine hohe Qualität der Sorgearbeit sowie genügend Zeit und Mittel, diesen Vorstellungen zu entsprechen. Die Zentralität menschlicher Bedürfnisse und die Würde der Care-Gebenden und Care-Nehmenden sind die Werte, auf die sich viele der beteiligten Aktivist\_innen berufen. Dass die neoliberale Politik, auf Kostensenkung und Rentabilität einzelner Unternehmen orientiert, dies verhindert, sehen ebenfalls viele Beteiligte aus den verschiedensten Zusammenhängen. An der Notwendigkeit, einen politischen Weg aufzuzeigen, auf dem durch grundlegende Umgestaltung eine solidarische Gesellschaft entstehen kann, setzt das Netzwerk mit der politischen Strategie der Care Revolution an.

Eine Care-Bewegung wird in dem Maße an politischer Kraft gewinnen, in dem das Netzwerk auch weitere aktive Mitstreiter\_innen findet, die interessiert sind, sich für eine Gesellschaft einzusetzen, in der menschliche Bedürfnisse und das Sorgen umeinander im Zentrum stehen. Dabei scheint es mir wichtig zu sein,

die Vielfalt und Unterschiedlichkeit der derzeitigen Care-Bewegung als Stärke zu erkennen, sich mit Offenheit und Neugier für die jeweils anderen Lebenslagen zu interessieren, und in der politischen Arbeit bereits heute Solidarität zu praktizieren. So kann dann Spaß und Freude am gemeinsamen Arbeiten entstehen, was auf der Aktionskonferenz durchaus spürbar war. Dies ist deswegen so bedeutsam, da für viele Care-Aktivist\_innen ihre politischen Themen sehr direkt mit dem eigenen Leben verbunden sind. Gerade weil in der Care-Bewegung viel über Belastungen, Überforderungen, Existenznöte und Krise debattiert wird, ist es wichtig, dass in der konkreten politischen Arbeit auch möglichst viele der Mitstreiter\_innen erfahren können, dass es sich gut anfühlt, Care Revolutionärin oder Care Revolutionär zu sein.

*Gabriele Winker, TU Hamburg-Harburg/Arbeit-Gender-Technik, 21071 Hamburg  
E-Mail: winker@tu-harburg.de*

**DIE  
SINNE  
SCHÄR-  
FEN!!!  
JETZT  
TESTEN:**

**4 Ausgaben für 10 €**  
Bestellungen: [www.akweb.de](http://www.akweb.de)

**ak**

**analyse & kritik**  
Zeitung für linke  
Debatte und Praxis



**frauen\*  
solidarität**

feministisch-entwicklungspolitische  
informations- und bildungsarbeit

**Bibliothek und Dokumentation**

**Zeitschrift und Radio**

**Frauenrechte und**

**Medien**

[www.frauensolidaritaet.org](http://www.frauensolidaritaet.org)  
Sensengasse 3, 1090 Wien



Care\*Ak Frankfurt

## Care is the love?

Einige Überlegungen zu Stärken und Fallstricken  
der aktuellen Debatte um Care-Arbeit

Bereits im Mai und im Juni dieses Jahres hatten wir uns als Care\*AK Frankfurt mit Positionspapieren in die Debatte um und innerhalb des Netzwerks 'Care-Revolution' eingeschaltet (Care\*AK Frankfurt 2014a und Care\*AK Frankfurt 2014b). Darin haben wir uns vor allem an dem Care-Begriff selbst, aber auch an Positionen innerhalb der Care-Debatte abgearbeitet, die aus unserer Perspektive politisch fragwürdig und teilweise ohne Erinnerung an bestimmte Teile der Geschichte der feministischen Diskussionen erscheinen.<sup>1</sup>

In diesem Aufsatz wollen wir jedoch anders vorgehen. Zuerst wollen wir unsere eigene Motivation darlegen, uns in der 'Care-Bewegung' zu verorten und dabei hervorheben, was für uns das emanzipatorische Potenzial in der Debatte und in der Bewegung birgt. In einem zweiten Schritt zeichnen wir die Verschiebungen, die sich mit dem Begriffswechsel von 'Reproduktionsarbeit' zu 'Care' vollzogen haben, nach. Dabei sollen sowohl die theoretischen als auch politischen Potenziale und Gefahren diskutiert werden. Besonderes Augenmerk wird sich in diesem Teil auf die Forderung nach mehr Zeit und mehr Anerkennung für Care-Arbeit richten. Abschließend wollen wir einen Ausblick auf die Care-Bewegung und ihre Kämpfe für „ein gutes Leben für alle weltweit“ geben.

---

<sup>1</sup> Zu letzterem Aspekt siehe auch Frigga Haugs Kritik an der Care-Debatte (Haug 2011). Auch wenn wir nicht mit allen Aspekten ihrer Analyse und Kritik einhergehen und Anglizismen an sich nicht als problematisch erachten, bietet der Aufsatz eine produktive Kritik am Care-Begriff.

### „Sorry, das ist keine Liebe, sondern Arbeit...!“

Mit der Debatte und Bewegung um Care wird akademisch wie aktivistisch an die früheren feministischen Diskussionen und Kämpfe um vergeschlechtlichte Arbeitsteilung, die vermeintlich ‘privaten’ Familienstrukturen, die „Politik der ersten Person“ und den revolutionären Umsturz aller herrschaftlichen und unterdrückenden Verhältnisse angeknüpft. Mit diesen Diskussionen und Kämpfen verbinden wir, neben vielen anderen, Positionen und Kämpfe von Frauen\* wie Mariarosa Dalla Costa, Silvia Federici, Bell Hooks, Angela Davis, Frigga Haug, Ursula Beer, Claudia von Werlhof und Alexandra Kollontai.

Zudem bieten sich in der Care-Debatte Anschlussstellen an neuere queer-feministische Ansätze, die den Zusammenhang von Geschlecht und Arbeit bzw. Geschlecht und Re-Produktionsprozess in den Blick nehmen. Diesen queer-feministischen Ansätzen geht es um die Aufdeckung des inneren Bandes zwischen Geschlechter- und Produktionsverhältnissen, die interne Verwiesenheit und Angewiesenheit beider, ohne sie in eins zu setzen (vgl. hierzu Kitchen Politics 2012). Diese Perspektive erlaubt es und macht es notwendig, Arbeits- und Produktionsverhältnisse immer auch unter dem Aspekt zu betrachten, welche vergeschlechtlichten Subjekte sie hervorbringen, privilegieren oder verunmöglichen. Andersherum wird dadurch deutlich, dass eine Analyse über die performative Hervorbringung von vergeschlechtlichten Subjekten auch immer Performativität im Sinne von Arbeit am (eigenen) Geschlecht bzw. Bearbeitung oder Produktion der eigenen vergeschlechtlichten *Natur* begreifen muss.<sup>2</sup>

Dies verweist schon auf die Notwendigkeit einer intersektionalen Analyse, die beim Themenkomplex Care kaum umgangen werden kann, wenn dem Gegenstand angemessen begegnet werden soll. So sind es unterschiedliche soziale Verhältnisse, die die Subjekte und das Feld der sozialen Reproduktion spalten. Geschlechts- und klassenspezifische Analysen, Theorien und Kämpfe rund um Care bleiben unvollständig, wenn nicht Migration, StaatsbürgerInnenschaftsregime<sup>3</sup> und unterschiedliche körperliche und psychische Fähigkeiten und Bedürfnisse<sup>4</sup> miteinbezogen werden. So muss die Care Revolution eine notwendig

2 Vgl. hierzu auch in Care\*AK Frankfurt (2014b) den Abschnitt: „*Sorry, das ist keine Liebe, sondern Arbeit...!*“

3 Wir verzichten in diesem Zusammenhang auf die Schreibweise mit Sternchen, um zu reflektieren, dass das Konzept von StaatsbürgerInnenschaft von einer binären Geschlechterkonstruktion ausgeht.

4 Bei der Diskussion um bedürfnisorientierte Ökonomie ist es wichtig, nicht zu vergessen, dass Bedürfnisse nichts *Natürliches*, sondern immer gesellschaftlich konstituiert

transnationale und post-koloniale Perspektive einnehmen, wenn sie nicht bloß Verbesserungen für *weiße*, europäische Care-Arbeiter\*innen mit gesichertem Aufenthaltsstatus erreichen will. Dabei lehnen wir diese Freiheitsgewinne nicht grundsätzlich ab, sondern ihre möglichen Konsequenzen, welche die Ausbeutung entlang der „Feminisierung und Kolonialität von Arbeit“ (Gutierrez Rodriguez 2014) festschreiben.<sup>5</sup>

Wir sehen in der relativ offensichtlichen Verschränkung verschiedener sozialer Verhältnisse im Feld rund um Care gerade eine Stärke, weil sich viele unterschiedliche Debatten und Kämpfe dort verbinden lassen. Dies erfordert aber auch, dass der Komplexität dieses Feldes durch die unterschiedlichen Positionen und Positionierungen der Akteur\*innen in der Bündnisarbeit Rechnung getragen werden muss und Differenzen nicht ‘weggebügelt’, sondern benannt werden.<sup>6</sup>

### Care – what’s the matter?

Seit einigen Jahren wird in der deutschsprachigen Debatte vermehrt von ‘Care’ anstatt von Reproduktionsarbeit gesprochen. Care ist überall und alles ist Care, so scheint es. Frigga Haug hat vielleicht am prominentesten auf diese Verschiebung hingewiesen und diese Entwicklung polemisch als „Care-Syndrom“ (Haug 2011) bezeichnet. Wie sie treiben uns die Fragen um, was sich mit dem Begriffswechsel ändert, wie es sich verändert und welche Implikationen diese Veränderungen auf theoretischer wie praktischer Ebene haben.

Das grundlegende Moment in dem Begriffswechsel von Reproduktionsarbeit zu ‘Care’ ist, dass die mit diesem Begriff verbundenen Tätigkeiten nicht entlang der kapitalistischen Trennung von Produktion und Reproduktion, sondern entlang einer anderen Differenz bestimmt werden. Dies ist gerade der Anspruch des Begriffes. Mit ihm wird ein qualitativer Unterschied von ‘Care’ zu anderen

sind (s. MEW 3: 28f). Damit ist Bedürfnisbefriedigung nicht per se emanzipatorisch, sondern kann sich beispielsweise auch in den kapitalistischen Verhältnissen einrichten.

5 Letzteres wäre nichts anderes als die Reproduktion rassistischer Strukturen und würde in Deutschland darüber hinaus Anschlussstellen an völkische Familienideologien bieten. Denn der NPD geht es auch um den Schutz familiärer Strukturen, mehr Kindergartenplätze und soziale Absicherung, aber eben nur für *Deutsche\** (vgl. NPD 2014). Ähnliche Positionen finden sich auch bei der „Alternative für Deutschland“ (vgl. Kemper 2014).

6 Exemplarisch sei hier auf einen Diskussionsbeitrag von Kitchen Politics (2014) zum Verhältnis von Staatskritik und Care verwiesen.



Tätigkeiten behauptet, der gerade darin bestehen soll, dass Care-Tätigkeiten aus Subjekt-Subjekt-Beziehungen bestehen, wohingegen andere Tätigkeiten einer Subjekt-Objekt-Logik folgen (a.a.O.: 361). Diese Subjekt-Subjekt-Beziehung wird oftmals auch als 'Sorge' bezeichnet, wie auch die deutsche Übersetzung von 'Care' in diesem Kontext lautet.

Entsprechend dieser neuen Trennlinie geraten nun auch andere Tätigkeiten in den Fokus bzw. geraten aus dem Blickfeld. Weil 'Care' die Arbeit an und in der Beziehung zwischen Menschen *ist*, werden besonders Pflegearbeit, Erziehungsarbeit, Sorge um andere Personen und Selbstsorge thematisiert (vgl. Dück/Schütt 2014: 6).<sup>7</sup> Analytisch wird entlohnte Care-Arbeit von Lohnarbeit in der Güterproduktion unterschieden. Dies leuchtet nach der Logik ein, nach der Care-Arbeit per Definition die Subjekt-Subjekt-Beziehung darstellt, wohingegen in der Güterproduktion in ihrer industriellen Form vor allem die Arbeit an und mit der Maschine vorherrschend ist (Subjekt-Objekt) (ebd.). Zudem ist diese Form der Arbeit – als zunehmend in Lohnarbeitsverhältnissen verrichtete – Ausdruck der Landnahme auch dieser Beziehungen und Tätigkeiten durch kapitalistische Inwertsetzung und Verwertung. Politisch erscheint die Unterscheidung insofern plausibel, da gerade in diesem Bereich das Potential der Re-Produktion rassistischer und (hetero-)sexistischer Praxen hoch ist und prekäre Arbeitsbedingungen vorherrschen.

Das Beharren auf Care als Subjekt-Subjekt- und Sorge-Beziehung macht einige Tätigkeiten in bestimmten Arbeitsverhältnissen wiederum unsichtbar, die vorher in den Diskussionen um Reproduktionsarbeit explizit als *Arbeit* thematisiert wurden. Diese Tätigkeiten, die eher unter den Begriffen Reproduktionsarbeit respektive Hausarbeit gefasst werden und in der Care-Revolution-Perspektive häufig unter den Tisch fallen, sind u.a. Kochen, Putzen, Waschen und Bügeln in ihrer häuslichen, unentlohnten und vor allem von Frauen\* verrichteten Form. Die Sichtbarkeit dieser Tätigkeiten und der Menschen, die sie ausüben, ist für uns allerdings zentraler Bestandteil einer Perspektive, die darauf abzielt, die Bedingung und Organisation von Care in der gegenwärtigen Gesellschaft grundsätzlich in Frage zu stellen.

### Care is the love?

Neben der Hervorhebung von anderen Tätigkeiten hat sich mit dem Begriffswechsel auch ein normativer Wandel vollzogen: Tätigkeiten, die unter Care

<sup>7</sup> Teilweise wird auch Sex(-arbeit) dazu gezählt.

fallen, werden emotional positiv aufgeladen. Tätigkeiten dagegen, die nicht unter Care fallen, tendenziell abgewertet oder nur als Vollzug des „Wachstumsfetischismus“ betrachtet (vgl. beispielhaft Winker 2011, insbesondere S. 340f.). Diese Perspektive ist für uns in mehrfacher Hinsicht problematisch.<sup>8</sup>

Zunächst ist festzuhalten, dass der Anspruch des Care-Begriffs ein universeller ist: Alle Menschen sind auf Care-Arbeit angewiesen, es ist ein menschliches Grundbedürfnis, eine anthropologische Konstante. Dadurch, dass alle von Care betroffen sind, so die Logik, ist es auch im Interesse von *allen Menschen*, die gesellschaftlichen Verhältnisse so einzurichten, dass Care unter guten Bedingungen stattfinden kann. In diesem Sinne geht Care über die verschiedenen sozialen Spaltungen innerhalb der Gesellschaft hinaus und überwindet beispielsweise die Fixierung auf das Lohnarbeitsverhältnis, wie sie viele Formen des Klassenkampfes vornehmen bzw. vorgenommen haben. Trotz des universellen Anspruchs fällt Care aber wieder in die Partikularität, weil die Richtung der Normativität einfach nur umgedreht wird. Wurde früher von vielen Marxisten\* *allein* die Produktivkraftsteigerung in der Industrie als einziger Weg zur Befreiung der Menschheit vom Joch der Ausbeutung und Unterdrückung behauptet, so wird nun der Spieß umgedreht, die Maschine abgewertet und stattdessen Care und Sorge als die zentralen Grundpfeiler des guten Lebens gesetzt (vgl. Winker 2011: 342).<sup>9</sup> Damit wird eine Spaltung produziert, die sowohl theoretisch wie praktisch fragwürdig ist. Denn es stellt sich ganz basal die Frage, wie auf dieser Grundlage eine Solidarisierung von Lohnabhängigen im Care-Bereich<sup>10</sup> und in der Güterproduktion möglich sein soll.<sup>11</sup>

Aus einer queer-feministischen Perspektive droht mit der Affirmation von Care die Tür zu einem doppelten Backflash aufgestoßen zu werden. So war doch

<sup>8</sup> Zur Kritik an der emotionalen Aufladung von Care s. auch Haug(2011): 362

<sup>9</sup> Den Zusammenhang zwischen der Abwertung von Maschinen und Technologisierung und der Affirmation von Care durch den Begriffswechsel von Reproduktionsarbeit und Care, haben wir an anderer Stelle analysiert (Care\*AK Frankfurt 2014b im Abschnitt „Sorry, das ist keine Liebe, sondern Arbeit...!“)

<sup>10</sup> Das Organisierungspotential unbezahlter bzw. nicht direkt entlohnter Haus- und Pflegearbeiten wurde bisher als gering eingeschätzt. Einen Anknüpfungspunkt kann die 'Lohn für Hausarbeit'-Debatte der 1970er Jahre bieten.

<sup>11</sup> Neben der grundsätzlichen Frage von Solidarisierung wollen wir an dieser Stelle auf die enge Verknüpfung beider Bereiche hinweisen. So ermöglicht die Produktion von Gütern wie beispielsweise von medizinischen Geräten oder Haushaltsgeräten erst bestimmte Care-Arbeiten. Die prinzipielle Abwertung von Güterproduktion vergisst dabei die eigene Grundlage von vielen Care-Arbeiten.

das zentrale Anliegen von materialistischen Feministinnen\* wie Mariarosa Dalla Costa und Silvia Federici, die bürgerlich-patriarchale Ideologie als solche zu entlarven, die den Arbeitscharakter von Reproduktionsarbeit als Liebe verschleierte (Federici 2012a: 14, zit. n. Kitchen Politics 2012: 17f.). Der Clou lag dabei darin, in der emotionalen Bindung des Subjekts an die eigene Arbeit eine perfide Art der Herrschaft und Disziplinierung aufzudecken. Stattdessen wird Care nun wieder mit emotionaler Bindung assoziiert und daraus gefolgert, dass jegliche Care-Beziehungen wünschenswert und emanzipatorisch seien.

Zum anderen wird bei der Affirmation von Care die vergeschlechtlichte Form dieser Arbeiten kaum thematisiert. Anstatt zu einem zentralen Kritikpunkt an den Care-Verhältnissen zu machen, dass Care-Arbeiten vor allem von Frauen\* erledigt werden und somit die Geschlechterverhältnisse und zugeschriebenen Zuständigkeiten in den Blick zu nehmen, wird den Care-Arbeiter\*innen nur das Gefühl vermittelt: Ihr seid die Guten, denn ihr sorgt euch.<sup>12</sup>

Die Affirmation des emotionalen Charakters von Care-Arbeiten ließe sich mit Judith Butler auch als „leidenschaftliche Verhaftung“ (Butler 2001: 11ff.) bezeichnen. Nach ihrer Subjekt-Theorie ist das Begehren der eigenen Unterwerfung gerade notwendige Bedingung und Resultat des Subjekts, welches seine Identität respektive sein Selbstbewusstsein gerade durch die Verdrängung dieser Unterwerfung erlangt (ebd.). Damit ist die Existenz des Subjekts permanent bedroht, das Subjekt ist stets in der Krise und es ist wohl kein Zufall, dass in der Krise der sozialen Reproduktion<sup>13</sup> die Affirmation der ‘Unterwerfung’ im Care-Bereich wieder aufkommt. Denn tatsächlich bringen in den derzeitigen Verhältnissen existenzielle Care-Bedürfnisse und-Verpflichtungen viele Menschen in prekärste Lagen.

Gleichzeitig ist die gesellschaftliche Organisierung von Care, insbesondere von unentlohnten und im ‘Privaten’ geleisteten Care-Tätigkeiten, häufig an das hegemonial-vorherrschende Bild der bürgerlichen, heterosexuellen\* Kleinfamilie gebunden (Kitchen Politics 2012: 10). Aus einer queer-feministischen Perspektive ist es deshalb notwendig, einhergehend mit der Kritik an Heteronormativität die Sichtbarkeit von *queeren* Identitäten, Lebens- und Beziehungsformen zu stärken,

12 Dies ermöglicht gerade Anschlussstellen an reaktionäre und völkische Mutterschafts- und Familienideologien, wie die Gruppe e\*vibes in einem sehr lesenswerten Diskussionspapier zur Care-Revolution Aktionskonferenz im März 2014 herausgearbeitet hat (e\*vibes 2014).

13 Eine ausführliche Analyse findet sich u.a. von Gabriele Winker (Winker 2011: 336-40)

um heteronormative Strukturierungen aufzubrechen, die neben der De-Privilegierung bestimmter Sexualitäten und Beziehungen auch Reproduktion(sarbeit) und Verantwortungszuschreibungen betreffen.<sup>14</sup>

Die politische Herausforderung an dieser Stelle liegt aber darin, soziale Verhältnisse zu ermöglichen und voranzutreiben, die mit neuen, emanzipatorischen Formen von Subjektivierung einhergehen – ohne bereits vorhandenen Identitäten ein lediglich falsches Bewusstsein zu attestieren und sie damit in existenzielle Krisen zu stürzen, und so noch mehr Druck und Verantwortung auf die Subjekte zu verlagern.<sup>15</sup>

### More time = more pleasure!?

Dies leitet uns zur politischen Forderung nach mehr Zeit und mehr Anerkennung für Care-Arbeiten. Gerade im Kontext des Netzwerks „Care Revolution“ und in der Resolution der Care-Revolution Aktionskonferenz im März 2014 wird diese Forderung immer wieder erhoben (vgl. Netzwerk Care-Revolution 2014: Resolutionspunkte 5 und 6).

Wir finden diese Forderung insofern richtig, weil sie versucht, Druck von den Care-Arbeiter\*innen zu nehmen. Mit Verringerung der Zeit in Lohnarbeitsverhältnissen (bei gleichbleibendem Lohn und Kaufkraftniveau) gäbe es mehr Zeit für andere Tätigkeiten, sei es für Care, politischen Aktivismus oder auf dem Sofa liegen. Dies wäre für die meisten Personen ohne Frage ein Freiheitsgewinn. Gerade auch aus der Perspektive des „radikalen Reformismus“ (Hirsch 2005:

14 Dabei ist auf die Gefahren einer (neoliberalen) Vereinnahmung einhergehend mit der Verschiebung von Ungleichheiten und prekären Lagen hinzuweisen. So können beispielweise polyamore Beziehungen, die ihre Care-Arbeit an irreguläre Haushaltsarbeiterinnen\* zu prekären Konditionen auslagern, aus einer Care-Revolution-Perspektive nicht per se als emanzipatorisch gelten, während sogenannte ‘Communities of Care’ neue, solidarische Formen der Organisation von Care erproben – mit dem Wissen um eingeschriebene Rassismen, Sexismen und anderen Ab/Ent-Wertungen. Für einen kritischen Blick auf das hegemoniale Bild der heterosexuellen Familie s. Katharina Hajek (2012).

15 Diese Herausforderung hat Dalla Costa schon lange vor uns hervorgehoben (Dalla Costa 1976: 279, zit. nach Kitchen Politics 2012: 15) und spiegelt sich in den Widersprüchen der Dekonstruktion der „Hausfrau\*“ wider, da diese keine universelle und feste Identität darstellt, sondern von Differenzen durchzogen ist. In den Kritiken von Feministinnen\* of Colour wird beispielsweise die häusliche Sphäre als Rückzugsraum und Familie als Widerstandsmöglichkeit gegen koloniale Unterdrückung betont (Carby 1997: 112 zit. n. Dück/Schütt 2014:9).

229ff., insbesondere 231f.) finden wir diese Forderung charmant, weil sie bis zu einem gewissen Grad hegemoniefähig scheint und trotzdem für ihre Umsetzung eine radikale Umstrukturierung der Produktionsweise(n) nötig ist. Denn so lange die kapitalistische Produktionsweise die vorherrschende ist, tendiert das Kapital dazu, alle gesellschaftlichen Bereiche nach der Selbstverwertung des Werts zu organisieren. Dies steht bekanntlich der Care-Revolution-Perspektive diametral entgegen (Winker 2011: 343). So wird vielfach nicht nur auf die sexistische Abwertung von Care als Frauen\*arbeit hingewiesen, sondern auch die ökonomische Ursache benannt, weshalb Care in Gesellschaften mit vorherrschender kapitalistischer Produktionsweise stets prekär und unter Druck ist: (Viele) Care-Arbeiten können nicht in dem Maße rationalisiert werden, wie es in (vielen Bereichen) der Güterproduktion möglich ist. Durch diese Produktivitätsdivergenz ergeben sich unterschiedliche Profitraten (vgl. Winker 2011: 337) und Grenzen für die Kommodifizierung und ökonomische Verwertbarkeit im Care-Bereich.<sup>16</sup> Allerdings werden im Kontext dieser Forderung die als geschlechtsspezifisch markierten und naturalisierten Zuständigkeiten sowie heterosexistischen Zuschreibungen meist nicht, oder nur als Neben aspekt von Care thematisiert. Der Zusammenhang von Patriarchat und kapitalistischer Produktionsweise erschöpft sich zwar nicht in der vergeschlechtlichten Arbeitsteilung (Dück/Schütt 2014: 5). Allerdings muss jene einen zentralen Gegenstand der Kritik bilden, will die Care Revolution auch eine (queer-)feministische sein. Sonst drohen in dieser 'Revolution' die Geschlechterverhältnisse wieder nur zum Nebenwiderspruch zu verkommen und die heteronormative Strukturierung bestehen zu bleiben.

Ein großes Fragezeichen bleibt bei uns in Bezug auf die Forderung nach mehr Zeit und mehr Anerkennung auch aus einer transnationalen und rassismuskritischen Perspektive. Wie lassen sich damit Kämpfe um das Asyl- und StaatsbürgerInnenchaftsregime verbinden? Wer soll am Ende mehr Zeit haben? Was soll die Basis für Anerkennung welcher Tätigkeiten sein? And who's (or will be) doing the 'dirty work'?

### Who Cares? – Perspektiven für die Care-Revolution

Es ist klar, dass sich viele Kritikpunkte und Fragen nicht in der Theorie beantworten lassen, sondern in der Bewegungspraxis gemeinsame Strategien entwickelt werden müssen, um mit Problemen und Hindernissen umzugehen, die

<sup>16</sup> Ähnlich erläutert dies auch Silke Chorus in ihrer Dissertation zur Care-Ökonomie (2013).

uns diese Gesellschaft aufbürdet. In diesem Sinne sind unsere Kritik am Care-Begriff und Fragen zu bestimmten Strategien als wohlwollende und im Prozess zu lesen. Wir haben nicht die Antworten, sondern wollen und müssen uns in verschiedenen Konstellationen gemeinsam auf die Suche machen. Dabei wollen wir unbezahlte Reproduktionsarbeit nicht unsichtbar werden lassen und sprechen deshalb lieber von Care- und Reproduktionsarbeiten.

Für uns heißt das konkret, neben der Diskussion und der Produktion von Texten, die Care-Verhältnisse in unseren eigenen Lebens- und Politzusammenhängen ernst und als Ausgangspunkt für politische Praxis zu nehmen. In diesem Sinne sprechen wir uns auch für eine Politik der 1. Person aus, dann das Private ist und bleibt politisch. Anstatt paternalistischer Fürsprache(-Politik) wollen wir davon ausgehen, wie unsere alltäglichen Probleme und Erfahrungen mit Care- und Reproduktionsarbeiten aussehen – uns also aus den Verhältnissen nicht ausklammern, sondern in diesen mitdenken. Denn wir alle haben Care-Verpflichtungen und -bedürfnisse, auch wenn diese unterschiedlich verteilt sind.

Gleichzeitig bedeutet 'in den Verhältnissen mitdenken' aber auch, Bündnisse mit konkreten und lokalen Kämpfen rund um Care- und Reproduktionsarbeit einzugehen, diese zu unterstützen und (mögliche) Widersprüche wahrzunehmen. In dem Wissen um verschiedene Macht- und Herrschaftsverhältnisse und unsere unterschiedlichen Position(ierung)en darin möchten wir gemeinsam politisch handlungsfähig werden, um den Verhältnissen solidarisch etwas entgegenzusetzen und gegen-zu-bügeln, wenn 'Care' zur Aufrechterhaltung, Ausdehnung, Optimierung und Verschleierung kapitalistischer Verwertungszusammenhänge (Garske 2014) oder zur Verschiebung von Ungleichheiten beiträgt. Deshalb enden wir (vorerst) mit den Worten von Mariarosa Dalla Costa:

„Die Herausforderung der Frauenbewegung, liegt darin, Kampfformen zu finden, die, während sie die Frau vom Haus befreien, auf der einen Seite eine doppelte [mehrfache, Anmerk. Care\*AK Frankfurt] Knechtschaft der Frau vermeiden, auf der anderen Seite eine weitere Stufe der Kontrolle und Disziplinierung durch das Kapital verhindern. Das ist für die Frauenbewegung letztlich die Trennungslinie zwischen Reformismus und revolutionärer Politik.“ (Dalla Costa 1976: 295)

\* Die Sternchen im Text kennzeichnen, dass es sich um Identitäten handelt, die unklare Ränder haben, nicht „natürlich“ und nicht mit sich selbst identisch sind (in Anlehnung an Bini Adamczak und Margarita Tsomou).

## Literatur

- Carby, Hazel V. 1997 [1982]: White Women Listen! Black Feminism and the Boundaries of Sisterhood, in: Hennessey, Rosemary/Ingraham, Chris (Eds.): Materialist Feminism. A Reader in Class, Difference and Women's Lives. New York, S. 110-128
- Care\*AK Frankfurt 2014a: Patriarchat und Kapitalismus wegbügeln, Frankfurter Positionen zur Care Revolution. Abrufbar unter: <http://akkffm.blogspot.de/2014/06/05/patriarchat-und-kapitalismus-wegbuegeln-frankfurter-positionen-zur-care-revolution/>
- 2014b: Gegen-Bügeln, Frankfurter Positionen zur Care Revolution. Abrufbar unter: [http://aufhebung.blogspot.de/2014/06/26/gegen-buegeln-frankfurter-positionen-zur-care-revolution/#more-5\\_](http://aufhebung.blogspot.de/2014/06/26/gegen-buegeln-frankfurter-positionen-zur-care-revolution/#more-5_)
- Chorus, Silke 2013: Care-Ökonomie im Postfordismus: Perspektiven einer integralen Ökonomie-Theorie. Münster
- Dalla Costa, Mariarosa 1976: Die Produktivität der Passivität. Die unbezahlte Sklaverei als Grundlage für die Produktivität der Lohnsklaverei, in: Jutta Menschik(Hg.) (1976): Grundlagentexte zur Emanzipation der Frau. Köln, S. 275-95
- Dück, Julia/Schütt, Mariana 2014: Editorial: Materialistischer Feminismus, in: Prokla 174/2014: Materialistischer Feminismus, S. 2-10
- e\*vibes 2014: Gutes Leben ohne Sorgen! (Diskussionsanregungen zur Care Revolution). Abrufbar unter: <http://evibes.blogspot.de/2014/02/18/gutes-leben-ohne-sorgen-diskussionsanregungen-zur-care-revolution/> Zuletzt abgerufen am 27.09.2014
- Federici, Silvia 2012a: Wages against Housework, in: Revolution at Point Zero. Housework, Reproduction and Feminist Struggle, Common Notions
- Garske, Pia 2014: Putzen, kochen, Kinder kriegen. Care. Von der Haushalts- zur Care-debatte: alter Wein in neuen Schläuchen? In: ak analyse&kritik Nr. 591, 18.02.2014, S. 25
- Gutierrez Rodriguez, Encarnacion 2014: Haushaltsarbeit und affektive Arbeit: über Feminisierung und Kolonialität von Arbeit, in: Prokla 174/2014: Materialistischer Feminismus, S. 71-93
- Hajek, Katharina 2012: Von der 'Homo-Ehe' zur queer family? Das deutsche Lebenspartnerschaftsgesetz und die heteronormative Regulierung von Familie, in: Haberler, Helga/Hajek, Katharina/Ludwig, Gundula/Paloni, Sara(Hg.): Que[e]r zum Staat. Heteronormativitätskritische Perspektiven auf Staat, Macht und Gesellschaft. Berlin, S. 154-170
- Haug, Frigga 2011: Das Care-Syndrom. Ohne Geschichte hat die Frauenbewegung keine Perspektive, in: Das Argument 292/2011, S.345-364
- Hirsch, Joachim 2005: Materialistische Staatstheorie. Transformationsprozesse des kapitalistischen Staatensystems. Hamburg
- Kemper, Andreas 2014: Keimzelle der Nation? Familien- und geschlechterpolitische Positionen der AfD – eine Expertise, Forum Politik und Wirtschaft der Friedrich-Ebert-Stiftung. Abrufbar unter: <http://library.fes.de/pdf-files/dialog/10641-20140414.pdf> Zuletzt abgerufen am 29.09.2014

- Kitchen Politics 2012: Einleitung oder: Aufstand aus der Küche, in: Federici, Silvia(2012): Aufstand aus der Küche. Reproduktionsarbeit im globalen Kapitalismus und die unvollendete feministische Revolution. Münster, S. 6-20
- 2014: Bottom up!, Ein Plädoyer gegen verkürzte und mangelnde Staatskritik in der neuen Feminismusdebatte und für neue Bündnisse in der Arbeit. Abrufbar unter: <http://jungle-world.com/artikel/2014/14/49620.html> Zuletzt abgerufen am 27.09.2014
- MEW 3 1958: Marx-Engels Werke 3, hier: Die deutsche Ideologie
- Netzwerk Care Revolution 2014: Resolution der Aktionskonferenz Care Revolution. Vor der Care Revolution kommt die Care Revolution, abrufbar unter: <http://care-revolution.site36.net/vergangen/Zuletzt> abgerufen am 28.09.2014
- NPD 2014: Familienpolitisches Programm der NPD. Abrufbar unter: <http://npd.de/familie/Zuletzt> abgerufen am 27.09.2014
- Winker, Gabriele 2011: Soziale Reproduktion in der Krise – Care Revolution als Perspektive, in: Das Argument 292/2011, S. 333-344

AK Care Frankfurt

E-Mail: [carefrankfurt@lists.riseup.net](mailto:carefrankfurt@lists.riseup.net)

# JEP

## Journal für Entwicklungspolitik



### Ausgaben 2014:

- 1-2014 Rethinking Resistance  
in Development Studies
- 2-2014 Financialisation of Food,  
Land, and Nature
- 3-2014 Rohstoffpolitik und Entwicklung
- 4-2014 Precarity and Precarization:  
Regulation of Labor and Labor Markets

### Bestellungen:

Journal für Entwicklungspolitik (JEP)  
Sensengasse 3, A-1090 Wien, Fax + 43 - 1 - 317 40 15  
office@mattersburgerkreis.at, www.mattersburgerkreis/jep  
Einzelheft: € 11.90, Jahresabonnement: € 42.00



AKS Hamburg

## Care-Konferenz 2014 – Wo ist die Revolution?

Als kleine Gruppe aus dem AKS Hamburg nahmen wir im März 2014 an der Aktionskonferenz Care Revolution in Berlin teil. Wir sind eine alters- und geschlechtsmäßig buntgemischte Gruppe aus verschiedenen Feldern der Sozialen Arbeit. Im Vorfeld haben wir uns nicht explizit mit der Care-Thematik auseinandergesetzt. Allerdings haben wir sowohl in der Lohnarbeit als auch im Privaten mit Care zu tun und setzen uns in politischen Kontexten mit Fragen nach unseren und anderen Ansprüchen an fachliche Arbeit sowie mit sozialpolitischen Themen und auch Arbeitsbedingungen sozialer Arbeit, Entlohnung oder z.B. Auswirkungen der Schuldenbremse auf unsere Arbeit, auseinander.

Wir konnten schnell an unserer eigenen Gruppe sehen: Der Begriff der Care-Arbeit lässt viele Assoziationen, Phantasien und Interpretationen zu und bietet somit eine Vielzahl an Zugangsmöglichkeiten. Und hier ist unserer Meinung nach eine der Stärken des Begriffes zu finden, der aber gleichzeitig zu seiner größten Schwäche werden kann. Jeder Mensch kommt im Laufe seines Lebens auf unterschiedliche Weise mit den sozialen und gesundheitlichen Hilfesystemen in Kontakt, entweder als Empfänger\*in oder als Mitarbeiter\*in. Von der Kita bis zur Pflegeeinrichtung, von der bezahlten oder unbezahlten Hausarbeit bis zur Rolle als Mutter, Vater, Pflegend\*e von Angehörigen, also dem Bereich, der der privaten Reproduktionsarbeit zugeschrieben wird. Wir reden also von sehr unterschiedlich gestalteten und (nicht) entlohnten Arbeitsverhältnissen. Care ist alles! Care begleitet uns, von der Wiege bis zur Bahre, durch unser ganzes Leben. Man kann es als Stärke verstehen, weil es viele ansprechen und vereinen kann. Wir sehen die Möglichkeit, durch die Thematisierung des Care-Bereichs Berührungspunkte zu schaffen und Menschen ins Gespräch zu bringen, die ansonsten nicht viel miteinander verbindet. Dadurch, dass sich Care durch alle Lebensphasen zieht und alle Menschen betroffen sind, wird ein Aufzeigen und In-Beziehung-Setzen von Herrschaftsverhältnissen möglich.

Gleichzeitig sehen wir hierin aber auch eine der Schwächen des Care-Ansatzes. Er stellt unterschiedlichste Bereiche nebeneinander und behauptet oder betont erst einmal das Gemeinsame. Ob dieses Gemeinsame tatsächlich so stark ist, darf zumindest angezweifelt werden. Die Lebens- und Arbeitsverhältnisse, die hier aufeinander treffen, haben in der gesellschaftlichen Realität oder den realen Lebenswelten oft wenige Berührungspunkte. Und wenn sie doch aufeinander treffen, dann oft in einem Verhältnis, dass eher dem eines *Kunden* und eines Anbieters entspricht (wobei wir die zunehmende Warenförmigkeit von „Care“ nicht diesem Ansatz anlasten wollen und können, der diese ja gleichzeitig kritisiert). Dieses Nebeneinanderstellen „der Vielen“ macht den gesamten Diskurs auf eine Art schwammig und wenig greifbar, was sich unserer Meinung nach auch im Abschlusspapier der Konferenz zeigt.

Auf der Konferenz wurde sich um ein breites Bündnis bemüht, was zu inhaltlicher Unschärfe führt. Wenn der Begriff als Verbindungsglied für verschiedenste Thematiken genutzt wird, dann droht ein Mangel an Profil. Der an sich wichtige Bereich Bildung wirkt bei Care fehl am Platz und wurde während der Konferenz und auch in der Resolution nur am Rande gestreift. Im Bereich Care kommen viele Themen zusammen: Ausbeutung, Unterdrückung, Anerkennung, Diskriminierung, Gender, Lohnarbeit, Kapitalismus, Imperialismus... Der Begriff wird für eine gemeinsame Grundlage für die Auseinandersetzung mit der professionellen und privaten Care-Arbeit genutzt. Allerdings ist der Begriff Care für uns zu unbestimmt. Das beginnt mit der Übersetzung. Im Deutschen steht „Sorge“ zu nahe am Fürsorgebegriff und damit in schlechter Tradition. Der Begriff wirkt schnell paternalistisch – was mit unserem Verständnis von Sozialer Arbeit nicht übereinstimmt. Wir sorgen uns nicht um andere, sondern bieten Unterstützung an und wenn diese gewünscht ist, erarbeiten wir gemeinsam Lösungsoptionen. Uns stellt sich die Frage, warum die bestehenden Begriffe wie Rechte, Teilhabe und Ermächtigung von Nutzer\*innen und Praktiker\*innen Sozialer Arbeit nicht zur Thematisierung ausreichen. Teilhabe erst einmal als – zu erkämpfendes – Recht verstanden, allen einen gleichberechtigten Zugang zu den gesellschaftlich vorhandenen Ressourcen zu ermöglichen und Schranken im Bildungssystem, Gesundheitssystem und in den Sozialsystemen (ALG2 etc.) zu beseitigen, die dies, teils systematisch und strukturell, teils subtil und individuell verinnerlicht, verhindern. Hier würde es nicht um die Schaffung von Gemeinsamkeiten gehen, sondern darum, im Konflikt die gesellschaftlichen Bedingungen herzustellen, die dies ermöglichen und durch die Klassengesellschaft verhindert werden. Mit diesem Anliegen stehen wir den generellen Perspektiven und Zielsetzungen der Care-Konferenz sicherlich nicht diametral

entgegen, es ist aber doch eine andere Akzentsetzung und nimmt einen anderen Ausgangspunkt für sich in Anspruch.

Unser Feedback nach den drei Tagen in Berlin zur Konferenz und der Care-Thematik an sich ist gemischt und kritisch. Für uns ist es ungeklärt, ob ein gemeinsames Verständnis von Care besteht oder bestehen soll und auch in der Argumentation ist für uns Vieles unklar geblieben. Die Begründung des Fokus auf den Care-Bereich kommt in der Resolution sehr kurz. Die Einleitung umfasst eher Kritik am Prekariat und Kapitalismus allgemein. Der Schwerpunkt der Konferenz lag auf der Vernetzung zwischen Aktivist\*innen, diese wurde aber weder organisatorisch noch räumlich unterstützt. Es gab keinen Platz für gemeinsame Reflexion und Austausch abseits der Workshops. Mit dem Begriff der Care Revolution wurde ein Aktionismus vorgeschoben, welcher in unseren Augen noch nicht besteht. Die Diskussionen um Care spielen sich in begrenzten politischen Spektren ab und es gibt in bestehenden Konflikten wenig politische Bezugnahme darauf. Die Aktionen auf den 1.-Mai-Demonstrationen stellen vielleicht den Beginn einer Bewegung, aber keine Revolution dar. Wir wollen und können uns hier nicht als lupenreine Revolutionäre präsentieren; eher problematisieren wir die populistisch wirkende Nutzung des Begriffs, dessen Verwendung uns im historischen Kontext und für die aktuellen Auseinandersetzungen wenig hilfreich erscheint. Arbeitskämpfe im Care-Bereich hat es immer gegeben und wird es immer geben (auch ohne den Bezug auf den Begriff). Sie finden in den Industrienationen vorrangig auf gewerkschaftlicher Ebene, also in der Aushandlung von Lohn- und Arbeitsbedingungen, statt. Eine (Radikale) Linke bzw. Bewegungslinke findet hier selten positive Anknüpfungspunkte und verhält sich, teilweise auch begründet, eher vorsichtig distanziert. Wir würden die These aufstellen, dass dies nicht nur an den politischen Inhalten und Zielen liegt, sondern eben auch an den oben schon angesprochenen unterschiedlichen Lebenswelten.

Es gab in Hamburg, inspiriert aus Italien, einige Jahre lang den „Euromayday“. Er versuchte, mit neuen, aktionistischen Ausdrucksformen und dem Schwerpunkt auf dem Begriff der Prekarisierung am 1. Mai, ähnlich wie beim Care-Begriff, eine große Klammer um alle prekarierten Beschäftigungsverhältnisse (Wischmob und Laptop) zu setzen. Auch hier war eher der Wunsch der Vater (oder die Mutter) des Gedanken. Es fand keine Entsprechung in den gesellschaftlichen Alltagsverhältnissen statt bzw. sie beschränkte sich auf einzelne, sicher auch gute Interventionen, um diese gesellschaftlichen Schranken zu durchbrechen. Auch hier bestand die Gefahr, dass nach dem Durchbrechen nicht das Finden von Gemeinsamkeiten steht, sondern eine verunsichernde Sprachlosigkeit, die plötzlich deutlich macht, dass es mit dem Gemeinsamen nicht so weit her ist. Es

macht einem Unbehagen Platz, welches die Bilder von dem gemeinsamen Interesse schnell dekonstruiert. Aber: vielleicht kann sich der Schritt lohnen, um diese Sprachlosigkeit erst einmal zu entdecken. Das Handeln kann sich dann aber nicht mehr auf kurzzeitige Interventionen beschränken, sondern setzt den tatsächlichen Beginn einer kontinuierlichen Auseinandersetzung voraus.

Eine weitere Gemeinsamkeit des „Euromayday“ und der Aktionskonferenz ist, dass die Intervention erst einmal durch einen Einsatz in der Diskurslandschaft stattfindet. Erst erfolgt die Konstruktion des Gemeinsamen, dann der Versuch der Umsetzung in den Alltagspraxen und gesellschaftlichen Konflikten. Wir glauben, dass es viel versprechender ist, erst den Konflikt und die gemeinsame Erfahrung zu setzen und darüber das Trennende zu überwinden, statt zu glauben, man könne dieses Gemeinsame quasi über einen Diskurs herstellen bzw. konstruieren. Und die Konflikte sind da! Das hat sich auch auf der Konferenz gezeigt, als u.a. die Beschäftigten der Berliner Charité von ihren Streikerfahrungen berichteten. Sie haben versucht, für ihren Arbeitskampf neue Bündnisse, auch mit den Patient\*innen, einzugehen und sie haben damit gleichzeitig die gesellschaftliche Relevanz ihres Arbeitskampfes deutlich gemacht und sich von ihrem eigenen berechtigten Interesse nach guten Arbeitsbedingungen abgehoben.

Wer sich auf der Aktionskonferenz Care Revolution umgeschaut hat, fand ein meist akademisch geprägtes Publikum vor. Da aber der Großteil der im Care-Bereich Tätigen Nichtakademiker\*innen sind, stellt sich uns die Frage, wer hier für wen spricht, und wer soll angesprochen werden? Während in der Resolution dargelegt wird, dass gemeinsam an *einem guten Leben für Alle* gearbeitet werden soll, setzt die Kritik und Argumentation wie *„Ein gutes Leben steht im Widerspruch zur Konkurrenz und Profitlogik des Kapitalismus“* ein kritisch, linkes Verständnis voraus. Die Care-Diskussion beinhaltet auch den Ruf nach Anerkennung für die geleistete Arbeit, und damit der in diesem Bereich Tätigen. Aber wessen Anerkennung ist gemeint? Die des kapitalistischen Systems? Und inwiefern ist der Begriff „Anerkennung“ politisch zu gebrauchen? Die gesellschaftliche Bedeutungslosigkeit von Care hat im Kapitalismus System und eine Aufwertung kann nur in Maßen erfolgen. Des Weiteren stellt sich die Frage, was unter Anerkennung verstanden wird. Geht es lediglich um mehr Geld? Oder um Solidarität und gesellschaftliche Bestätigung? Die Kritik muss also darüber hinausgehen. Solange jedoch von einer Care-Ökonomie gesprochen wird, ist fraglich, ob dies in diesem Rahmen möglich ist. Der Zusammenhang zwischen der Situation in wirtschaftlichen Zentren und der Peripherie wird in der Resolution gut aufgezeigt und die Gefahr der Gleichsetzung umgangen. Sie öffnet den Blick für die transnationale Bedeutung der Care-Thematik und die Hierarchisierungen in

den globalen Wertschöpfungsketten sowie die gerade hier augenfällig werdende Rechtlosigkeit v.a. vieler Arbeiterinnen.

Um nicht missverstanden zu werden: Als in der Sozialen Arbeit Tätigen liegt uns die Care-Thematik nahe und ist uns wichtig. Grundsätzlich begrüßen wir den Einsatz im Diskurs und befürworten den Versuch, auch über die Grenzen von unterschiedlichen sozialen Positionen und Sprechorten ins Gespräch zu kommen und Handlungsoptionen auszuloten. Aber gerade hier liegen, ob der Größe des Themas und seiner Vielgestaltigkeit, auch die vielen Fallstricke, die dazu einladen den differenzierten Blick zu verlieren, Unterschiede zu kaschieren und zu übergehen. Damit dies nicht geschieht, reicht eine bloße Intervention oder ein Einsatz im Diskurs nicht aus. Deshalb sind wir gespannt, welche Folgen die Konferenz, die ja explizit als Impulsgeber gedacht war, haben wird, und verfolgen die weitere Entwicklung, teils als Beobachter\*innen, teils als aktiver Teil, und verbleiben mit den Zapatisten: *„Preguntando caminamos“* (Fragend schreiten wir voran).

AKS Hamburg

E-Mail: [aks-hamburg@gmx.de](mailto:aks-hamburg@gmx.de)

Homepage: [www.akshamburg.wordpress.com](http://www.akshamburg.wordpress.com)



Dagmar Paternoga

## Care Revolution – ein kommender wichtiger Akteur? Ein Kommentar

Die Einladung von Gabriele Winker, Feministisches Institut Hamburg, zur „Aktionskonferenz Care Revolution vom 14.-16. März 2014 in Berlin – Her mit dem guten Leben – für alle weltweit“ mit dem Angebot eines gruppenübergreifenden Handelns für eine Care Revolution machte uns bei der Attac AG „Genug für Alle“ neugierig, und wir beschlossen, uns in diesen Prozess hinein zu begeben.

Wir sahen Anknüpfungspunkte unserer politischen Arbeit in den letzten Jahren. Im Einladungstext heißt es:

„Selbstsorge ebenso wie die Sorge um andere sind für die Verwirklichung menschlicher Lebensbedürfnisse von grundlegender Bedeutung. Das kapitalistische System beschränkt jedoch mit entgrenzter und prekärer Lohnarbeit die zeitlichen und finanziellen Ressourcen für die existentiell wichtige Care Arbeit. Gleichzeitig entstehen durch Privatisierungen im Pflege-, Gesundheitsbereich, Ökonomisierung der Bildungslandschaft, Reduktion sozialstaatlicher Leistungen ein mehr an weitgehend unsichtbarer Haus- und Sorgearbeit in den Familien. In neoliberalen Zeiten, in denen die Erwerbstätigkeit aller erwartet wird, führt diese Situation insbesondere für Menschen mit Sorgeverpflichtungen für Kinder und Pflegebedürftige zu enormen zeitlichen und körperlichen Überlastungen und/oder finanziell bedingten Existenzunsicherheiten.“

So hat Attac bereits 2001 vor der Privatisierung der Rente gewarnt und 2002 mit einer Kampagne „Gesundheit ist keine Ware“ auf die Privatisierung im Gesundheitswesen hingewiesen. Die sozialen Sicherungssysteme waren also unser Thema von Anfang an. Die Warnungen gegen die Fallpauschalen Diagnosis Related Groups (DRGs) in somatischen Krankenhäusern waren bisher nicht in eine Kampagne zu fassen, weil niemand der in diesem Bereich Tätigen (auch ver.di nicht) sich das Ausmaß der negativen Folgen vorzustellen vermochte. Deshalb ergriffen wir gegen die geplante Einführung des „Pauschalierenden Entgeltsy-



stems für Psychiatrie und Psychosomatik (= Fallpauschale in der Psychiatrie und Psychosomatik (PEPP), die Initiative und drängten auf die Gründung eines breiten Bündnisses unter Beteiligung von ver.di, DPWV, medico international, vdää und Soltauer Initiative. Unserer Meinung nach erfasst dieses Entgeltsystem zum einen nicht die Bedürfnisse der Patienten und wird außerdem zu einer Privatisierungswelle in der Psychiatrie führen.<sup>1</sup> Zum anderen beschäftigen wir uns seit 2002 mit dem emanzipatorischen bedingungslosen Grundeinkommen, das wir uns als existenzielle soziale Sicherung für alle Menschen auch jenseits der Erwerbsarbeit vorstellen. In dem Zusammenhang wird auch der Begriff „Arbeit“ anders definiert: Aufwertung von Sorgearbeit, künstlerischem Schaffen und ehrenamtlichen Tätigkeiten. Kein Mensch soll gezwungen werden, einer bestimmten Erwerbsarbeit nachzugehen. Jede und jeder soll frei sein, selbst zu bestimmen, welcher Tätigkeit sie nachgehen will. Durch den „Wegfall des Ernährerehemannes“ und damit der Abhängigkeit von Frauen von ihren (meist besser verdienenden) Partnern sehen wir hier auch eine Möglichkeit für eine geschlechtergerechtere Verteilung der Arbeit. Wir betrachten uns nicht als Teil der feministischen Bewegung, orientieren uns am ehesten an Christa Wichterichs Begriff zur „Feminisierung der Arbeit“.<sup>2</sup> Wir teilen die Auffassung, dass die aktuelle Care-Debatte eine Reaktion auf die neoliberalen Verhältnisse und die Auswirkungen der Krise ist. Die vermeintlichen Emanzipationsgewinne einiger, zumeist gut verdienender Mittelschichtfrauen, die nun selbst Lohnarbeitende sind, gehen oft zu Lasten migrantischer Hausarbeiterinnen. An die nämlich wird die Arbeit in diesen Haushalten vielerorts in zumeist illegalisierten und/oder irregulären Beschäftigungsverhältnissen ausgelagert. Unsere Perspektive für eine geschlechtergerechte soziale und ökologische Transformation in eine bedürfnisorientierte Ökonomie bietet weitere Anknüpfungspunkte an die Care- oder Reproduktionsarbeitsdebatte.

Die Organisatorinnen der Aktionskonferenz „Care Revolution“ hatten mit ungefähr zwanzig unterstützenden Organisationen und 150 Teilnehmerinnen und Teilnehmern gerechnet. Es sind dann sechzig Initiativen auf der Unterstützerinnenliste geworden. Bei 400 Anmeldungen musste bereits zwei Wochen vor Konferenzbeginn die Anmeldemöglichkeit geschlossen werden. Es kamen 500

1 Weitere Information siehe unter [www.weg-mit-pepp.de](http://www.weg-mit-pepp.de)

2 Christa Wichterich: „Femme global – Globalisierung ist nicht geschlechtsneutral“, vsa-Verlag 2003, Hamburg; Christa Wichterich: „Gleich, gleicher, ungleich – Paradoxien und Perspektiven von Frauenrechten in der Globalisierung“, U. Helmer Verlag, 2009, Sulzbach

Menschen und die angemieteten Räume sowie das gesamte Haus der Rosa Luxemburg Stiftung waren überfüllt. Es kamen unterschiedlich Interessierte aus dem gesamten deutschsprachigen Raum nach Berlin, Menschen mit Behinderungen, die über das „Recht auf gute Assistenz“ diskutieren wollten, Mütter, Väter und Kinder, autonom organisierte „Caring Communities“, Forscherinnen aus verschiedenen Disziplinen, Gesundheitsaktivistinnen, Grundeinkommensaktivistinnen, aus Parteien, Verbänden, Medien und noch vieles mehr. Außerdem kamen die Beteiligten aus einem breiten Spektrum: Gesundheitsarbeiterinnen, Pflege oder Sexarbeit über organisierte migrantische Haushaltsarbeiterinnen, Flüchtlingsfrauen bis hin zu linksradikalen, antifaschistischen, queer-feministischen und gewerkschaftlichen sowie „Recht auf Stadt“ Aktivistinnen. Das deutet auf eine breite Sammelbewegung hin. Die Konferenz war zunächst auf den Erfahrungsaustausch zwischen Praktikerinnen aus unterschiedlichen Tätigkeitsbereichen angelegt. Es wurde kaum theoretisiert. Das mag zunächst reichen, als nächstes müsste die Arbeit an einer verbindenden Begrifflichkeit begonnen werden, die auch ein gemeinsames transformatives Thema haben sollte, um nicht als reine Interessenvertretung entpolitisiert zu werden. Diese Vielfältigkeit und Offenheit kann neben dem Austausch über die soziale Praxis in der Sorgearbeit, die je in ihrer Form soziale Verhältnisse im Kapitalismus/Neoliberalismus darstellt, die Chance bieten zur Debatte um andere Vorstellungen des Zusammenlebens und darüber, was „Gutes Leben“ bedeutet. Wie wollen wir leben? Die Ökonomisierung von Sorgearbeit, die weitere Re-Privatisierung von Lebensrisiken durch den Abbau des Sozialstaates sowie die weitere „Verschlankung“ der Angebote im sozialarbeiterischen und Pflegebereich, die Privatisierung im Gesundheitswesen erfordern dringend eine grundlegende Veränderung der Verhältnisse. Es darf nicht nur darum gehen, für die schlecht entlohnte Arbeit der Gesundheitsarbeiterinnen und Pflegerinnen zu kämpfen, vielmehr sollte zusammengefasst werden, was es für die Betroffenen bedeutet, abhängig von diesen Hilfen zu sein, wenn der Privathaushalt nicht die Mittel hat, teure Einrichtungen oder illegalisierte Haushaltskräfte einzustellen. Ein Gemeinsames wäre bereits festzustellen: die meisten Gesundheitsarbeiterinnen und Pflegerinnen werden sich im Alter die Hilfe, die sie heute leisten, selbst nicht leisten können.

Neben Chancen zum Austausch sehe ich auch Gefahren, dass „Care“ zum Containerbegriff zu werden droht, der auch neoliberal gefüllt werden kann. Ich möchte hierzu auf das Beispiel des Gendermainstreamings verweisen, das im Neoliberalismus verankert lediglich einige technokratische Lösungen für die Geschlechtergerechtigkeit darstellt. Daher wird es nun auch darum gehen, an einem Begriff zu arbeiten, der emanzipatorische Perspektiven eröffnet, klare

Zielsetzungen benennt, genaue Analysen um Reproduktionsarbeit erarbeitet und auf Vorschläge zur aktuellen Transformation kapitalistischer/neoliberaler (Re)Produktion in den Industrienationen einschließlich der Folgen für die arm gemachten Länder des Südens und deren soziale Bedingungen eingeht. Es sollte genauestens analysiert werden, wo die Care-Debatte dazu beiträgt, kapitalistische Verwertungszusammenhänge (oftmals unbewusst) aufrechtzuerhalten oder gar zu optimieren. Als ein Beispiel sei hier nur genannt, dass es im Gesundheitsbereich Ideen und Konzepte gibt, die als Ausweg für die Privatisierung im Gesundheitswesen nun eine alternative (private) Krankenkasse vorschlagen, statt die Ökonomisierung dieses Bereiches zu bekämpfen.<sup>3</sup>

Ein weiterer Punkt, den es zu klären gilt, ist die Positionierung zum Staat. Während es Aktivistinnen gibt, die die Auflösung des Staates fordern, gibt es andere, die den Sozialstaat erhalten und weiter ausbauen möchten. Auf jeden Fall müssen Lösungsvorschläge gesellschaftlich sein und für alle Menschen gelten..

Für mich haben sich einige Fragen nach der Konferenz ergeben: Wie gehen wir mit dem Begriff Care um? Wie wird der weitere Prozess organisiert? Es wurde bei einem Nachtreffen ein Verein gegründet und ein Koordinierungskreis gebildet, der die Arbeit dieses Care-Netzwerkes (ähnlich wie bei Attac) zunächst weiterführen soll. Sinnvoll wäre bei einem so heterogenen Netzwerk das Konsensprinzip (bei Attac Abstimmungsprinzip) einzuführen, da ansonsten die Gefahr besteht, dass gut organisierte Mehrheiten (z.B. Gewerkschaften) eine Minderheit niederstimmen können wie zum Beispiel bei der Abstimmung der Resolution geschehen. Der Vorschlag in der Resolution, „Deswegen diskutieren wir das bedingungslose Grundeinkommen und Care Ökonomie gemeinsam“ wurde im Plenum wieder mit 60 Prozent (zufälliger gewerkschaftlicher) Mehrheit rausgekegelt. Also gilt es, möglichst bald zu klären: Wer wird gehört? Wessen Beiträge werden berücksichtigt? Wo haben wir neben Interessengegensätzen wirkliche Gemeinsamkeiten festzustellen?

Bleibt zu hoffen, dass die offenen Fragen (die Liste ist nicht abschließend, und von anderen Gruppen werden andere Fragen in den Focus gerückt) beim nächsten großen Treffen des Netzwerkes „Care Revolution“ am 1. November 2014 in Kassel bearbeitet werden.

*Dagmar Paternoga, Ratsmitglied ATTAC, Jadweg 49, 53115 Bonn  
E-Mail: paternoga@live.de*

3 [http://kuhlsite.de/Der\\_Gesundheitschip.pdf#page=150&zoom=auto,63.8,672.8](http://kuhlsite.de/Der_Gesundheitschip.pdf#page=150&zoom=auto,63.8,672.8)

## Soziale Hilfe



Bernhard Rathmayr

### Armut und Fürsorge

Einführung in die  
Geschichte der Sozialen  
Arbeit von der Antike  
bis zur Gegenwart

2014. 363 Seiten. Kart.  
36,00 € (D), 37,10 € (A)  
ISBN 978-3-8474-0161-2

Der Umgang mit sozialer Not ist ein unveräußerlicher Gradmesser für die Menschlichkeit von Gesellschaften.

Die vorliegende Geschichte der Sozialen Arbeit versteht „Armut“ umfassend: als materielle Not, physische und psychische Krankheit, Behinderung, Heimerziehung, Kinderarbeit, soziale Ausgrenzung, politische Verfolgung. So lassen sich die Entwicklungen der Organisation und Praxis der Mitmenschlichkeit ebenso nachvollziehen wie die Entgleisungen der Unmenschlichkeit.

[www.budrich-verlag.de](http://www.budrich-verlag.de)

**Jetzt in Ihrer Buchhandlung  
bestellen oder direkt bei:**



**Verlag Barbara Budrich  
Barbara Budrich Publishers**  
Stauffenbergstr. 7  
51379 Leverkusen-Opladen

Tel +49 (0)2171.344.594  
Fax +49 (0)2171.344.693  
info@budrich.de



Ina Praetorius

## Care und Grundeinkommen

Oder: Postpatriarchal gedacht macht  
das bedingungslose Grundeinkommen Sinn

Wer in einer direkten Demokratie mit einem Anliegen Erfolg haben will, muss es so formulieren, dass es möglichst alle verstehen. Schließlich braucht es eine beträchtliche Zahl beglaubigter Unterschriften, damit eine Volksinitiative eingereicht werden und ein paar Jahre später „vors Volk kommen“ kann. Auch die „Eidgenössische Volksinitiative für ein bedingungsloses Grundeinkommen“, die wir im April 2012 lanciert und am 4. Oktober 2013 eingereicht haben, war mit diesem Anspruch konfrontiert. Viele hundert Tage haben AktivistInnen auf Strassen, Plätzen und in Veranstaltungen zugebracht, um Menschen, die vom „BGE“ noch nie etwas gehört hatten, die Idee nahezubringen.<sup>1</sup> Am „Sozial- und Umweltforum Ostschweiz“<sup>2</sup> im Mai 2012 zum Beispiel gab es einen gut besuchten Workshop zum Thema. Im Programmheft für das vorwiegend jugendliche Publikum war er so ausgeschrieben: „Das Grundeinkommen ist nicht Lösung aller Probleme. Es könnte lediglich Teil einer neuen Ausgangslage sein: Damit in der Wirtschaft alle mitmachen können, die wollen, und keiner mitmachen muss, der nicht will. Das macht nicht nur mehr Spass, sondern unsere Gesellschaft erst noch effizienter...“<sup>3</sup>

Der Workshopanbieter, Ökonom und Mitglied des Initiativkomitees, signalisiert hier Volkstümlichkeit und schon im ersten Satz Gesprächsbereitschaft: das Grundeinkommen soll nicht als Allheilmittel propagiert, sondern als „Teil einer neuen Ausgangslage“ verstanden werden. So weit so gut. Dieser kleine Text in

---

1 Mehr dazu: Ina Praetorius, Erbarmen. Unterwegs mit einem biblischen Wort, Gütersloh 2014, 2. Kapitel.

2 [http://www.sufo.ch/\(29/07/14\)](http://www.sufo.ch/(29/07/14)).

3 Programmheft des SUFO 2012, 10.

lockerer Jugendsprache eröffnet nun allerdings auch in seltener Direktheit den Zugang zu einem Problem, das die Grundeinkommensdebatte bis heute begleitet: einem ungeklärten Verständnis von „Wirtschaft“ – und damit des menschlichen Zusammenlebens. Meine Frage heißt: Sind wir denn frei, in der Wirtschaft „mitzumachen“ oder uns aus ihr zu verabschieden? *Welche* Wirtschaft ist hier gemeint?

### Wirtschaft: Arbeitsteilige Bedürfnisbefriedigung

Wer ein beliebiges Lehrbuch der Ökonomie aufschlägt, findet fast sicher auf einer der ersten Seiten eine Definition, die sich auf die Tatsache bezieht, dass Menschen bedürftig sind. Zum Beispiel heißt es da, Ökonomie sei die „gesellschaftliche Veranstaltung zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse der Lebenserhaltung und der Lebensqualität.“<sup>4</sup> Oder: „Es ist Aufgabe der Wirtschaftslehre zu untersuchen, wie die Mittel zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse am sinnvollsten hergestellt, verteilt und ge- oder verbraucht werden.“<sup>5</sup>

Nehme ich solche Definitionen zum Maßstab, sind Menschen *nicht* frei zu entscheiden, ob sie in der Wirtschaft „mitmachen“ wollen oder nicht. Denn es gibt keine nicht bedürftigen Menschen, weshalb die Entscheidung, in der „gesellschaftlichen Veranstaltung zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse“ nicht „mitzumachen“, einem Selbstmord gleichkäme. Zwar hat man immer wieder versucht, den unabhängigen Menschen zu konstruieren, zum Beispiel als Robinson Crusoe, als „sich selbst setzendes Subjekt“<sup>6</sup> der europäischen Aufklärung oder als den *Self made Man* der Marlboro Werbung. Alle drei sind Fiktion.

### Die Reduzierung des Wirtschaftens auf geldvermitteltes Tauschen

Der zitierte Workshop-Ausschreiber ist, allen bedürfnisbasierten Lehrbuchdefinitionen zum Trotz, mit seiner Vorstellung, man könne in der Wirtschaft „mitmachen oder nicht“, aber keineswegs allein. Im Gegenteil: Er schließt sich dem *Mainstream* der Wirtschaftswissenschaften an, weshalb auch niemand aus dem Redaktionsteam des SUFO auf die Idee gekommen zu sein scheint, eine Korrektur des verräterischen Halbsatzes zu verlangen.

4 Peter Ulrich, *Integrative Wirtschaftsethik. Grundlagen einer lebensdienlichen Ökonomie*, Bern/Stuttgart/Wien 1998, 4. Aufl. 2008, 11.

5 Günter Ashauer, *Grundwissen Wirtschaft*, Stuttgart 1973, 5.

6 Vgl. z.B. Christina Schües, *Philosophie des Geborensseins*, München 2008, 95-169.

Auch die Autoren der Lehrbücher verkürzen nämlich ihren Gegenstandsreich, nachdem sie ihn zunächst als arbeitsteilige Bedürfnisbefriedigung definiert haben, auf den folgenden Seiten unvermittelt und unmotiviert auf eine bestimmte institutionelle Sphäre: auf den vom Staat mehr oder weniger regulierten und ergänzten „freien“ Markt. So schreibt Peter Ulrich auf Seite 133 seiner „Integrativen Wirtschaftsethik“: „Integrative Vernunftethik des Wirtschaftens zielt [...] auf eine Wirtschaftsethik [...] der Marktwirtschaft.“<sup>7</sup> Dass die Ökonomen mit diesem Sprung in die Sphäre der geldvermittelten Tauschakte viel reale Bedürfnisbefriedigung, je nach Berechnung mehr als die Hälfte,<sup>8</sup> überspringen, sollte nach vierzig Jahren Care-Ökonomie eigentlich bekannt sein: Sie lassen all die Bereiche des menschlichen Zusammenlebens außen vor, in denen Bedürfnisse (auch) *ohne den Umweg über das Tauschmittel Geld* befriedigt werden, insbesondere die Privathaushalte, dazu viele Sphären, in denen Geld zwar eine gewisse, nicht aber die dominante Rolle spielt: Nachbarschaftshilfe, bäuerliche Subsistenzwirtschaft,<sup>9</sup> ehrenamtliche Tätigkeiten und mehr. Ohne eine plausible Erklärung zu liefern, setzt die noch immer gängige Ökonomie Bedürfnisse also mit dem gleich, was sie „Nachfrage“ nennt: mit denjenigen speziellen Bedürfnissen, die auf dem Markt als Bestandteile von monetär vermittelten Tauschgeschäften in Erscheinung treten. Bedürfnisse, die sich nicht in dieser Form verständlich machen, darunter alle, die von menschlichen Neuankömmlingen geäußert werden, kommen entweder nicht vor oder werden kurzerhand der Konsumsphäre oder, etwa von Peter Ulrich, der „Lebenswelt“<sup>10</sup> zugeordnet, und damit einem Bereich, in dem es angeblich nicht um Ökonomie, sondern um „Sinnfragen“<sup>11</sup> geht. Wer hätte aber als Säugling in einer Welt überlebt, in der sein oder ihr lautstark geäußertes Durst mit einem Diskurs über den Sinn des Lebens beantwortet worden wäre?

7 Peter Ulrich a.a.O. (Anm. 4), 133.

8 Vgl. z.B. Gender & Care. Cutting Edge Pack, IDS Institute of Development Studies January 2009 [http://www.bridge.ids.ac.uk/go/bridge-publications/cutting-edge-packs/gender-and-care/\(29/07/14\)](http://www.bridge.ids.ac.uk/go/bridge-publications/cutting-edge-packs/gender-and-care/(29/07/14)).

9 Vgl. dazu z.B. Bettina Dyttrich, Was hat Landwirtschaft mit Care-Ökonomie zu tun? In: *Neue Wege* 2/2012, 34-40.

10 Der ursprünglich aus der Phänomenologie Edmund Husserls stammende Begriff der „Lebenswelt“ wurde insbesondere von Jürgen Habermas aufgenommen und, weitgehend in Kontinuität zur beschriebenen hierarchisierenden Zweiteilung dem „System“ gegenübergestellt. Vgl. z.B. Jürgen Habermas, *Der philosophische Diskurs der Moderne*, Frankfurt am Main 1988, 344-379.

11 Peter Ulrich a.a.O. (Anm.4) 224-235.

## Zweiteilung und Ausblendung

Wie kommt es zu dieser Ausgrenzung nicht geldvermittelter Bedürfnisbefriedigung und der entsprechenden Einschränkung des Gegenstandsreichs der Ökonomie? Die Ursprünge der androzentrischen symbolischen Ordnung,<sup>12</sup> die sich hier manifestiert, liegen weit zurück: Schon in der griechischen Antike hat man den *Oikos* – den Großhaushalt – konzeptionell hierarchisierend von der *Polis* – dem „demokratisch“ organisierten Staatswesen – getrennt. In seiner „Politik“, einem der einflussreichsten Werke der westlichen Geistesgeschichte, entwickelt Aristoteles das in seiner Gegenwart bereits realisierte, wenn auch immer wieder umstrittene soziale Arrangement zu einer geschlossenen symbolischen Ordnung, in der durchgehend zwischen „höheren“, mit Männlichkeit, Freiheit und reinem Geist konnotierten und „niedereren“, abhängigen, „weiblich“-materialien<sup>13</sup> Sphären unterschieden wird:

„[...] jeder Staat ist aus Häusern zusammengesetzt [...] (denn ohne die notwendigen Güter kann man weder leben noch vollkommen leben). [...] Das vollständige Haus setzt sich aus Sklaven und Freien zusammen. [...] Der Mensch, der seiner Natur nach nicht sich selbst, sondern einem anderen gehört, ist von Natur ein Sklave. [...] Desgleichen ist das Verhältnis des Männlichen zum Weiblichen von Natur so, dass das eine besser, das andere geringer ist, und das eine regiert und das andere regiert wird. [...] Es ist also klar, dass es von Natur Freie und Sklaven gibt und dass das Dienen für diese zuträglich und gerecht ist. [...] Die Hausverwaltung ist eine Monarchie – denn jedes Haus wird von einem Einzigem regiert -, die Staatsverwaltung ist dagegen eine Herrschaft über Freie und Gleichgestellte [...]. Die Wissenschaft des Herrn ist [...] diejenige die die Sklaven zu verwenden weiß. [...] Wer es sich [...] leisten kann, bei dem übernimmt ein Verwalter dieses Amt, und die Herren treiben Politik oder Philosophie.“<sup>14</sup>

Aristoteles ordnet im Rahmen dieser durchdringenden, bis in unsere Gegenwart wirksamen Dichotomisierung den Haushalt als Bereich der Bedürfnisbefriedigung einer höheren Sphäre unter, die nur „freien“ einheimischen Männern zugänglich ist. Von den Polisbürgern, die jeweils einen Haushalt kontrollieren, unterscheiden sich die im Haushalt Arbeitenden – Ehefrauen, Kinder, Sklavinnen, Sklaven und Haustiere – „von Natur“: sie sind ihrem Wesen nach zum Dienen bestimmt und in unterschiedlichem Grad abhängig, während der Hausherr im-

12 Vgl. dazu Ina Praetorius, *Handeln aus der Fülle. Postpatriarchale Ethik in biblischer Tradition*, Gütersloh 2005, 59-71 sowie die dort angegebene Literatur.

13 *Materia* von gr. *meter*/Mutter.

14 Aristoteles, *Politik*, übersetzt und herausgegeben von Olof Gigon, München 1973, 50-56.

mer schon versorgt und daher „frei“ ist, das heißt: die Menschen und Tiere, die im Dienste der Befriedigung der Bedürfnisse aller tätig sind, souverän verwaltet – oder nur noch „Politik und Philosophie“ treibt: eine Politik und Philosophie, die sich je länger je ausschließlicher mit den Sphären einer quasi-bedürfnislosen Freiheit befasst und „den Menschen“ allmählich mit dem erwachsenen, besitzenden, wohlversorgten männlichen Staatsbürger gleichsetzt<sup>15</sup> – bis hin zu Adam Smiths „Wohlstand der Nationen“, Karl Marx' „Kapital“<sup>16</sup> und darüber hinaus.

Um sich zu vergegenwärtigen, wie die hierarchisierende Zweiteilung des Zusammenlebens – aller Aufklärung und allen Bekenntnissen zur unverlierbaren Menschenwürde zum Trotz – bis in die (Post-)Moderne weiterwirkt, genügt ein Blick auf das Motto „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ der Französischen Revolution oder die Struktur der „großen“ Monotheismen, allen voran des römischen Katholizismus und einschließlich der säkularen Religion des Neoliberalismus, die unzählige, vor allem weibliche arbeitende Hände kurzerhand in der quasi-göttlichen Instanz der „Unsichtbaren Hand des Marktes“ unterbringt.

Wörtlich aus dem Altgriechischen übersetzt bedeutet Ökonomie „Gesetz des Haushalts“.<sup>17</sup> Ursprünglich bezog sich der Begriff auf die abhängige Sphäre der Befriedigung „niederer“, da vorwiegend körperlicher Bedürfnisse, die ein freier, dem vermeintlich bedürfnislosen „Geist“ verpflichteter Mann nur als Konsument oder Verwalter betritt. Im Zuge der Weiterentwicklung der androzentrischen Ordnung hat sich die Ökonomie selbst zweigeteilt in einen höheren, sichtbaren, theoriewürdigen Bereich des geldvermittelten Tauschens und eine verschwiegene, seit der Romantik zuweilen sentimentalisierte, inzwischen aus dem *Mainstream* der Wirtschaftswissenschaft weitgehend ausgeblendete oder nur noch als „Konsumsphäre“ wahrgenommene „Lebenswelt“: Heute betreiben „die Herren“ – zu denen sich im Zuge egalitaristisch argumentierender Frauenbewegungen einige Herrinnen (von Care-Migrantinnen)<sup>18</sup> gesellt haben – nicht mehr nur, wie im antiken Athen, „Politik oder Philosophie“, sondern zusätzlich eine pseudo-öko-

15 Ina Praetorius, *Anthropologie und Frauenbild in der deutschsprachigen protestantischen Ethik seit 1949*, Gütersloh 1993, 2. Aufl. 1994 sowie die dort angegebene Literatur.

16 Eine detaillierte Analyse des Marx'schen Androzentrismus findet sich z.B. in Christel Neusüß, *Die Kopfgeburten der Arbeiterbewegung oder Die Genossin Luxemburg bringt alles durcheinander*, Hamburg 1985.

17 *Oikos* gr. Haus, Haushalt, *nomos* gr. Gesetz, Regel.

18 Vgl. zum globalen Problem des Care-Drain z.B. Maria S. Rerrich, *Die ganze Welt zu Hause. Cosmopolite Putzfrauen in privaten Haushalten*, Hamburg 2006.

nomische Theorie, die entgegen der eigenen Basisdefinition und wider besseres Wissen „nur zählt, was Geld einbringt.“<sup>19</sup> Die zitierte Workshoppauschreibung, der zufolge man in der Wirtschaft „mitmachen“ kann oder nicht, ist nichts weiter als eine Übersetzung dieses verkürzten Ökonomiebegriffs in jugendgerechte Sprache. Postpatriarchal formuliert hätte sie so heissen müssen:

„Das Grundeinkommen ist nicht Lösung aller Probleme. Es könnte lediglich Teil einer neuen Ausgangslage sein: *Damit in der Wirtschaft alle das tun können, was gleichzeitig den gegebenen Notwendigkeiten und ihren unverwechselbaren Fähigkeiten und Wünschen entspricht.* Das macht nicht nur mehr Spass, sondern unsere Gesellschaft erst noch effizienter...“

### Wirklichkeit und Fernsehen

Dass der vorerst ungelöste Widerspruch zwischen einem bedürfnisbasierten und einem androzentrisch verengten Verständnis von Ökonomie bis in die jüngste Gegenwart weiter wirkt, wurde und wird (nicht nur) in der Debatte um das bedingungslose Grundeinkommen immer wieder sichtbar. Dieser Widerspruch hat zum Beispiel eine Geschichte hervorgebracht, die als paradigmatisch für den Zustand gelten kann, den ich „das postpatriarchale Durcheinander“<sup>20</sup> nenne und die ich deshalb ausführlich erzählen will:

Am Freitag, 27. April 2012, widmete das Deutschschweizer Fernsehen seine wichtigste innenpolitische Debattensendung, die „Arena“, dem bedingungslosen Grundeinkommen.<sup>21</sup> Zwei Gegner der Volksinitiative, ein Journalist und ein Gewerkschafter, traten gegen zwei Befürworter, ein Mitglied des Initiativkomitees und einen Soziologieprofessor, an. Der Moderator eröffnete die Debatte mit diesem Satz: „Jeden Monat ein Einkommen von 2500 Franken, das für alle und ... *ohne etwas zu arbeiten.* Das ist die Idee einer neuen Initiative...“ Die Sendung dauerte 75 Minuten. Männer nahmen 72 Minuten Redezeit in Anspruch, Frauen drei Minuten. Nach zehn Minuten wurde, um das Projekt Grundeinkommen zu verdeutlichen, eine Graphik eingeblendet. Eine männliche Silhouette kom-

19 Vgl. schon Silvia Kontos, Karin Walser, ...weil nur zählt, was Geld einbringt. Probleme der Hausfrauenarbeit, Gelnhausen-Berlin-Stein 1979.

20 Vgl. Ina Praetorius, Wir kommen durch einander. Eine Passage, in: Dies., Rainer Stöckli Hgg, Wir kommen nackt ins Licht, wir haben keine Wahl. Das Gebären erzählen, das Geborenwerden, Herisau 2011, 195-221; Vgl. auch Art. „Durcheinander“ in Ursula Knecht ua., ABC des guten Lebens, Rüsselsheim 2012, 52-54.

21 [http://www.grundeinkommen.ch/grundeinkommen-in-der-arena-des-schweizer-fernsehen/\(29/07/14\)](http://www.grundeinkommen.ch/grundeinkommen-in-der-arena-des-schweizer-fernsehen/(29/07/14)).

mentierte man mit diesem Satz: „Jemand, der 10.000 Franken verdient, erhält im neuen System 2500 Franken Grundeinkommen und 7.500 Franken Lohn.“<sup>22</sup> Dann erschien eine weibliche Silhouette, begleitet von diesem Text: „Wer *nicht arbeitet*, bekommt, *ohne etwas zu tun*, 2.500 Franken.“<sup>23</sup>

Die lebhaft entwickelte Debatte entwickelte sich um ein angenommenes Gegenüber von Erwerbsarbeit, die man durchgehend einfach „Arbeit“ nannte, und freier Selbstverwirklichung im Ehrenamt. Dass der größere Teil der Arbeit ohne finanzielle Anreize, aber keineswegs im Sinne freier Selbstverwirklichung, sondern einer Logik der Notwendigkeit folgend geleistet wird, wurde zwar zweimal kurz erwähnt, ging aber in Wortgefechten zum Beispiel um die Frage unter, ob es sich beim Grundeinkommen um ein „kommunistisches Projekt“ handle.<sup>24</sup> Die von den Gegnern der Initiative mehrfach in den Raum gestellte Behauptung, Menschen, die kein Geld verdienen, leisteten *nichts* und müssten mittels finanzieller Anreize zum „Arbeiten“ angehalten werden, blieb weitgehend unwidersprochen. Gegen Ende der Diskussion äußerte ein Mann aus dem Publikum die „Vision, [...] das bedingungslose Grundeinkommen werde (dereinst wohl) maßgeblich von den Frauen eingeführt [...]“. Damit meinte er allerdings nicht, dass Frauen, da sie heute einen großen Teil der notwendigen Bedürfnisbefriedigung unbezahlt leisten, ein besonderes Interesse an einer neu organisierten Existenzsicherung haben könnten, sondern dass sie ein „besseres Gefühl für die Wirklichkeit“ hätten.<sup>25</sup> Die vier unvorbereiteten Frauen, denen der Moderator daraufhin jeweils für einige Sekunden das Wort erteilte, sahen sich genötigt, gegen diese konventionelle Zuschreibung, die allgemeine Heiterkeit ausgelöst hatte, Einspruch zu erheben, was zur Folge hatte, dass es in ihren Voten weder um die *Bedürftigkeit aller* noch um die Bewertung des Projekts Grundeinkommen, sondern um die Frage ging, ob Frauen gefühlvoller seien als Männer.

Nachdem ich mir die Sendung angesehen hatte, legte ich mich mit einem längst eingeübten Gefühl schlafen: „Da kann man halt nichts machen“. Trotz feministischer Hausarbeitsdebatte, trotz Frauenstreiktag<sup>26</sup> und vierzig Jahren

22 Ebd. Minute 10.

23 Ebd. Minute 10.15.

24 Ebd. Minute 34, 36f.

25 Ebd. Minute 64f.

26 Am 14. Juni 1991 riefen der Schweizerische Gewerkschaftsbund und zahlreiche Schweizer Frauenorganisationen zum zehnten Jahrestag des Gleichstellungsartikels in der Bundesverfassung und im Rahmen der Feierlichkeiten „700 Jahre Eidgenossenschaft“ zu einem vielbeachteten Frauenstreiktag auf.

Care-Ökonomie, trotz Zeitbudgetstudien und der Einführung eines Moduls „Unbezahlte Arbeit“ in die Schweizer Bundesstatistik<sup>27</sup> scheint die Tatsache, dass viel mehr Frauen als Männer täglich unser aller Wohlbefinden diesseits des scheinbar umfassend geltenden Prinzips „Lohn für Leistung“ erarbeiten, die breitere Öffentlichkeit nicht erreichen zu wollen. Fast ein Jahr später allerdings, am 6. März 2013, veröffentlichte die höchste Medienkontrollinstanz der Schweiz ein überraschendes Urteil: Sie hatte einer Zuschauerin, Martha Beéry-Artho, die sich in aller Form über die mangelnde Sachgerechtigkeit der Fernsehsendung beschwert hatte, einstimmig Recht gegeben. In der Urteilsbegründung heißt es:

„Angesichts der Bedeutung ... von unbezahlter Arbeit, namentlich in den privaten Haushalten und der Familie, welche das Bundesamt für Statistik im Statistischen Lexikon der Schweiz quantifiziert hat [...], stellt dieser Gesichtspunkt im Rahmen des Themas der beanstandeten Sendung keinen Nebenpunkt dar. Es geht dabei [...] um einen zentralen Aspekt der Initiative, welcher die ganze Bevölkerung und ganz besonders die in diesem Bereich viel stärker engagierten Frauen betrifft. Dessen weitgehende Auslassung hat die Meinungsbildung des Publikums über die Initiative 'Für ein bedingungsloses Grundeinkommen' erheblich beeinträchtigt. Die fehlende Transparenz diesbezüglich wirkte sich vor allem auch angesichts des fehlenden Vorwissens des Publikums zur Initiative negativ auf die Meinungsbildung aus.“<sup>28</sup>

Die „Unabhängige Beschwerdeinstanz Radio und Fernsehen“ (UBI) hält mit diesem Urteil fest, dass der größte Wirtschaftssektor in einer Fernsehsendung, die sich mit der Zukunft des Zusammenlebens befasst, „keinen Nebenpunkt“ darstellen darf. Nichts könnte, sachlich betrachtet, unspektakulärer sein, denn wer über Arbeit, Einkommen, Existenzsicherung, Bedürfnisse, wer also über Wirtschaft spricht, sollte über die *ganze* Wirtschaft<sup>29</sup> sprechen. Andernfalls beeinträchtigt er die Meinungsbildung. Angesichts des aktuellen Diskussionsstands, der sich in der beanstandeten Sendung spiegelt, ist das Urteil dennoch epochal.

27 [http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/regionen/thematische\\_karten/gleichstellungsatlas/unbezahlte\\_arbeit.html](http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/regionen/thematische_karten/gleichstellungsatlas/unbezahlte_arbeit.html) (29/07/14)

28 Unabhängige Beschwerdeinstanz Radio und Fernsehen (UBI), Entscheid vom 19. Oktober 2012 [http://www.ubi.admin.ch/x/b\\_656.pdf](http://www.ubi.admin.ch/x/b_656.pdf) (29/07/14)

29 Der Begriffe des „Ganzen der Arbeit“ und des „Ganzen des Wirtschaftens“ stammen von Adelheid Biesecker. Vgl. z.B. Adelheid Biesecker, Arbeitsteilung und das Ganze des Wirtschaftens, – die Produktivität sozio-ökonomischer Vielfalt, in: Hans G. Nutzinger, Martin Held Hgg. Geteilte Arbeit und ganzer Mensch. Perspektiven der Arbeitsgesellschaft, Frankfurt/New York 2000, 204-225.

Ich habe mich in den folgenden Wochen und Monaten nahezu erfolglos bemüht, dem Initiativkomitee und den Medien zu vermitteln, dass es sich beim Urteil der Beschwerdeinstanz um ein bemerkenswertes Ereignis handelt, das öffentlich wahrgenommen und diskutiert werden sollte.<sup>30</sup> Starjournalisten, Redakteurinnen und Grundeinkommensaktivisten fühlten sich gleichermaßen belästigt und gaben mir zu verstehen, es sei nicht ihre Aufgabe, für „mehr Frauen im Fernsehen“<sup>31</sup> zu sorgen. Der Einwand, Sachgerechtigkeit lasse sich nicht durch „mehr Frauen“, sondern nur durch korrekte Analysen erreichen, traf auf hektisch taube Ohren. Die Mehrheit des Initiativkomitees entschied sich gegen eine öffentliche Stellungnahme zugunsten des Urteils der Beschwerdeinstanz,<sup>32</sup> weshalb ich Ende März 2013 aufhörte, Unterschriften für die Volksinitiative zu sammeln, was für ein Mitglied eines Initiativkomitees durchaus ungewöhnlich ist.

Die Fernsehgesellschaft zog den Fall vors höchste Gericht. Am 11. Oktober 2013, nachdem am 4. Oktober die Initiative in Bern eingereicht worden war, gab das Schweizerische Bundesgericht der Fernsehgesellschaft Recht und hob das Urteil der Beschwerdeinstanz wieder auf. Diese Geschichte ist paradigmatisch nicht nur hinsichtlich der horrenden Fehlinformiertheit „großer“ Medien und des ernüchternden vorläufigen Ausgangs. Wichtiger ist, dass eine unbeirrbar Beschwerdeführerin zumindest in der ersten Instanz einstimmig Recht bekommen hat. Diesen zweiten Akt des Dramas werde ich nicht als retardierendes Moment in einer letztlich schicksalhaft in patriarchaler Unbelehrbarkeit endenden Tragödie, sondern als signifikante Etappe im sich vollziehenden postpatriarchalen Paradigmenwechsel und als Ausblick auf eine Zukunft, in der nicht nur Einzelkämpferinnen, sondern das Bewusstsein der Mehrheit von einer integrativen Wirtschaftstheorie bestimmt sein werden, die den Namen verdient. Für diese Zukunft schon jetzt Gestaltungsideen zu entwickeln, ist der Sinn postpatriarchalen Denkens.

30 Vgl. Kategorie „BGE-Gespräche“ auf DurchEinAnderBlog ab 11. Mai 2013 [http://inabea.wordpress.com/2013/04/20/ab-jetzt-ist-es-nicht-mehr-moglich-geschlechts-neutral-uber-das-grundeinkommen-zu-sprechen/\(11/08/14\)](http://inabea.wordpress.com/2013/04/20/ab-jetzt-ist-es-nicht-mehr-moglich-geschlechts-neutral-uber-das-grundeinkommen-zu-sprechen/(11/08/14))

31 Vgl. BGE-Gespräch vom 14. August 2013 <http://inabea.wordpress.com/2013/08/14/wirtschaft-ist-care/> (29/07/14)

32 Die vorgeschlagene Stellungnahme wurde nach ihrer Ablehnung durch das Initiativkomitee im Internet publiziert: [http://abcdesgutenlebens.wordpress.com/aktuelles/erklaerung-sorgearbeit/\(29/07/14\)](http://abcdesgutenlebens.wordpress.com/aktuelles/erklaerung-sorgearbeit/(29/07/14))

## Feministische Einwände gegen das bedingungslose Grundeinkommen

Dass sich angesichts des Diskussionsstandes, den die Arenasendung vom 27. April 2012 spiegelt, feministischer Widerstand gegen die Idee des bedingungslosen Grundeinkommens regt, ist nur allzu berechtigt. In der Schweiz hat sich dieser Widerstand bis heute vor allem in einer weitgehenden Verweigerungshaltung der Frauenverbände gegenüber der Volksinitiative und in einem Diskussionspapier der Organisation WIDE (Women in Development Europe)<sup>33</sup> manifestiert. In diesem Papier begründen neun Autorinnen ihre Zweifel daran, dass „ein BGE Frauen von ihrer gesellschaftlichen Rollenzuteilung“ entlasten und „ihre Positionen auf den Erwerbsarbeitsmärkten“(1) verbessern wird.

Nachdem die Autorinnen zu Recht festgestellt haben, dass „Geschlechterhierarchien hinsichtlich der Verteilung bezahlter und unbezahlter Arbeit“ mit einem geschlechterblinden BGE womöglich „weiter zementiert würden“ (3), weil das BGE ohne einen erneuerten Geschlechtervertrag als Hausfrauenlohn missverstanden würde, argumentieren sie, ausdrücklich beschränkt auf die aktuellen „schweizerischen Realitäten“ (4), alternativ zugunsten einer „verstärkten Erwerbsorientierung von Frauen“ (3). Begründet wird diese Position einerseits mit dem Wunsch nach Kontinuität zur bisherigen Politik egalitaristisch orientierter Frauenbewegungen – „Heute wollen viele Frauen erwerbstätig und ökonomisch unabhängig sein“ (3) –, andererseits mit dem defensiven Hinweis darauf, dass „die Grundeinkommensdiskussion bisher jenseits der feministischen Care-Ökonomie geführt wurde“ (4). Nachdem sie die inzwischen auch im Mainstream der BGE-Debatte weitgehend zurückgenommene Euphorie über ein vermeintliches Allheilmittel BGE<sup>34</sup> mit den üblichen bedenkenswerten Argumenten gebremst haben, diagnostizieren die Autorinnen aufgrund eines Vergleichs der schwedischen und schweizerischen Staatsausgaben im Pflege- und Erziehungsbereich einen „riesigen Nachholbedarf der Schweiz“ (5), der seinerseits die Forderung nach vermehrter gezielter „Subvention der notwendigen Arbeit“ (7) untermauert. Dem BGE wird also die Forderung nach einem staatlich massiv geförderten Care-Sektor gegen-

33 WIDE (Women in Development Europe) Switzerland, Aus der Sicht der feministischen Ökonomie: Kritische Einwände zum bedingungslosen Grundeinkommen, o.O. 24. Mai 2012 [http://www.wide-network.ch/pdf/Publi-Hinweise/WIDE-Debattierclub\\_Grundeinkommen\\_2015\\_05\\_24.pdf](http://www.wide-network.ch/pdf/Publi-Hinweise/WIDE-Debattierclub_Grundeinkommen_2015_05_24.pdf) (Die in Klammern gesetzten Seitenzahlen bis zum Ende meines Textes beziehen sich auf diesen Text.) (29/07/14)

34 Vgl. dazu z.B. Ronald Blaschke, Teil der Lösung. Plädoyer für ein bedingungsloses Grundeinkommen, Zürich 2013.

übergestellt, durch den sich das Arbeitsplatzangebot für entsprechend qualifizierte Frauen und Männer bedeutend ausweiten würde und der dazu beitragen würde, dass immer größere Anteile der heute noch gratis geleisteten Care-Arbeit in reguläre Berufsarbeit transformiert würde. – Die Frage, wie sich die Eidgenossenschaft dazu bewegen ließe, die geforderten Investitionen auch tatsächlich zu tätigen und wie mit dem danach immer noch beträchtlichen „Rest“ unbezahlter Care-Arbeit in Privathaushalten verfahren werden soll, bleibt unbeantwortet.

## Für eine theoretische Neuorientierung (nicht nur) der Grundeinkommensdebatte

Im Schlusskapitel „Überlegungen zu gesellschaftlichen Fragen der Zukunft“ (8f) geben die Autorinnen des WIDE-Papiers zu erkennen, dass sie trotz ihrer Einwände „die Kritik an der aktuellen gesellschaftlichen Organisation von Arbeit und Einkommen mit den BefürworterInnen des BGE teilen.“ (8) Auch sie sind überzeugt, dass immer mehr Menschen mit dem Problem konfrontiert sind, „sinnlose, ökologisch zerstörerische und zunehmend prekarierte Erwerbsarbeit leisten zu müssen“, und dass sich „insbesondere im Care-Sektor das [...] Problem der Fremdbestimmung durch eine [...] dysfunktionale [...] Organisation der Arbeit“ (8) stellt. Weil sie allerdings die Möglichkeit, ihren Überlegungen eine postpatriarchal erneuerte ökonomische Theorie zugrunde zu legen, nicht in Betracht ziehen, beschränken sie sich hinsichtlich der zukünftigen Ordnung des Zusammenlebens auf unsystematische Randbemerkungen.

Mir scheint es heute aber an der Zeit,<sup>35</sup> sich nicht länger mit fragmentiert-defensiver Kritik an einer Konstellation zu begnügen, in deren Zentrum fundamentale Widersprüche längst auf Lösung warten: Warum sollte ich mich damit abfinden, dass der wissenschaftliche wie mediale Mainstream Wirtschaft noch immer einerseits als arbeitsteilige Bedürfnisbefriedigung versteht, andererseits die nichtmonetär organisierte arbeitsteilige Bedürfnisbefriedigung – und damit etwa die Hälfte des definierten Gegenstandsbereichs – unbeachtet lässt? Warum sollte ich dieser Fehlwahrnehmung nicht entgegenreten, indem ich eine schlüssige ökonomische Theorie entwerfe, die die *Bedürftigkeit aller*, statt den immer schon von vielen unsichtbaren Händen wohlversorgten, nur scheinbar freien „homo

35 Vgl. dazu Ina Praetorius, Nicht viel Neues in der feministischen Ökonomie [http://www.bzw-weiterdenken.de/2010/01/nicht-viel-neues-in-der-feministischen-okonomie/\(29/07/14\)](http://www.bzw-weiterdenken.de/2010/01/nicht-viel-neues-in-der-feministischen-okonomie/(29/07/14))



oeconomicus“ ins Zentrum stellt?<sup>36</sup> Warum sollte ich, statt das Wirtschaften weiterhin gehorsam als einen exklusiven gesellschaftlichen *Sektor* misszuverstehen, dem eine sinnstiftende „Lebenswelt“ gegenübersteht, es nicht neu als einen *Aspekt* konzipieren, der alle Bereiche des Zusammenlebens – von der Wiege bis zur Bahre – durchdringt? – An anderer Stelle habe ich eine solche Neukonzeption des Ganzen schon als „Ökonomie der Geburtlichkeit“<sup>37</sup> bezeichnet und skizziert. Wer nämlich die menschlichen Neuankömmlinge – statt, getreu der aristotelischen Zweiteilung, den erwachsenen Mann-Menschen – in die Mitte des Nachdenkens über arbeitsteilige Bedürfnisbefriedigung stellt, kommt wie von selbst auf eine realistische Neukonzeption des Ökonomischen. Wird diese Möglichkeit einer postpatriarchalen Rekonstruktion des Ganzen<sup>38</sup> ergriffen, so erscheint das Projekt des bedingungslosen Grundeinkommens mit seiner programmatischen Aufkündigung des nur scheinbar allgemeinen Verteilprinzips „Lohn für Leistung“ als anschluss- und zukunftsfähiger als das Konzept eines lohnarbeitsbasierten staatlich subventionierten Care-Sektors in Kontinuität zum Ideal der „Vollbeschäftigung“. So wichtig nämlich das Prinzip „Lohn für Leistung“ oberhalb der gesicherten Existenz sein und bleiben mag, so wenig taugt es für die Organisation basaler Bedürfnisbefriedigung. Die Autorinnen des WIDE-Diskussionspapiers weisen selbst zumindest in Randbemerkungen in diese Richtung, wenn sie sich etwa gegen berechenbare Leistung als Maßstab der Lohnbemessung wenden, stattdessen für „die Bezahlung der [...] aufgewendeten Arbeitszeit“ (9) plädieren. Sogar strikten Befürworterinnen einer möglichst vollständigen Transformation unbezahlter Care-Tätigkeiten in reguläre Lohnarbeit kann nämlich nicht verborgen bleiben, dass dieses Programm notwendigerweise an Grenzen stößt, insofern Care-Tätigkeiten sich nicht nur von Fall zu Fall, sondern substantiell der kapitalistischen Verwertungslogik widersetzen: Wie sollte ich „gerecht bezahlen“, dass meine Mutter mich neun Monate lang in sich herumgetragen und nach meiner Geburt nicht in den nächsten Mülleimer geworfen hat? Wie sollten wir die vorerst noch ungebrochene Bereitschaft der Natur, all das zu liefern, woraus wir „Kultur“ machen, in Lohnarbeit übersetzen?

36 Vgl. Ina Praetorius, Wir sind alle fürsorgeabhängig. Ein Update zum Thema „Care-Ökonomie“, in: *Diakonia* 4/2012, 261-266.

37 Ina Praetorius, Die Ökonomie der Geburtlichkeit. Eine postpatriarchale Perspektive, in: *Concilium* 5/2011, 546-554. Vgl. auch [http://www.frauenwerk.nordkirche.de/docs/ina\\_praetorius.pdf](http://www.frauenwerk.nordkirche.de/docs/ina_praetorius.pdf) (11/08/14)

38 Vgl. Anm. 29.

In einem meiner straßenphilosophischen Gespräche im Rahmen der Unterschriftensammlung für die Volksinitiative hat ein Gesprächspartner dieses Kern-dilemma der androzentrischen Ordnung pointiert auf den Begriff gebracht: Ich hatte ihm erläutert, der Glaube an die „unsichtbare Hand des Marktes“ sei doch nichts weiter als die trickreiche Verstaung unzähliger zuarbeitender, vorwiegend weiblicher Hände in einem quasi-göttlichen Konstrukt. – Mein Gesprächspartner dachte einen Moment nach, nickte dann und meinte: „Ja, im Prinzip haben Sie Recht... Aber wir können doch nicht Gott bezahlen!“ – Eben! Weil auch ich der Meinung bin, dass sich die vorerst noch vor allem vom weiblichen Teil der Menschheit praktizierte „göttliche“ Bereitschaft, einander auch ohne finanzielle Anreize überleben und leben zu lassen, letztlich nicht in Lohnarbeitsverhältnisse übersetzen lässt, halte ich ein konsequent postpatriarchal gedachtes bedingungsloses Grundeinkommen gegenüber dem Konzept eines staatlich subventionierten Care-Sektors für die zukunftsfähigere Option.

Ina Praetorius, Kirchenrain 10, CH-9630 Wattwil

E-Mail: [i.praetorius@bluewin.ch](mailto:i.praetorius@bluewin.ch)

Homepage: <http://www.inapraetorius.ch>

## DAS ARGUMENT

ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE UND  
SOZIALWISSENSCHAFTEN

### 309 Kritisch-literarische Praxis

D. MANOTTI: Schreiben, um zu verstehen

W. SCHMIDT: Die *Ästhetik des Widerstands* als Suche nach einer Haltung heute

R. COHEN: Gesicht und Maske.

V. Brauns *Arbeitsbuch 1990-2008*

V. BRAUN: Werkzeuge

W. F. HAUG: »Vieles lügen die Dichter«. Ein Exkurs in die Archäologie von Literatur

K. H. GÖTZE: Über einige Versuche Brechts, die Lüge zu erkunden

O. K. WERCKMEISTER: Benjamin, sonst nichts. Zur Kunstwerk-Neuausgabe

P. Boden: Zur Geschichte der *Ästhetischen Grundbegriffe*

N. SCHNEIDER: Mimesis und Realismus. Metschers Philosophie der Kunst  
\*\*\*

U. SCHRÖTER: Experte für »Alltag und Herrschaft in der DDR«?

Abo & Versand · [versand-argument@t-online.de](mailto:versand-argument@t-online.de)  
Reichenberger Str. 150 · 10999 Berlin  
Tel: 030-611-3983 · Fax: -4270

[www.inkrit.org/argument](http://www.inkrit.org/argument)

Redaktion DAS ARGUMENT · c/o S. Müller  
Alter Postweg 87 · 21075 Hamburg  
Tel: 040-5543 5506 · [argument@inkrit.org](mailto:argument@inkrit.org)



Ronald Blaschke

## Grundeinkommen und Care-Arbeit

„Die Verwirklichung der Grundeinkommensidee erfordert ein tiefes kulturelles Umdenken, das aus zwei Teilen besteht, die man nicht einzeln betrachten kann: die Idee, dass es normal ist, wenn Menschen etwas bekommen ohne etwas dafür zu leisten, UND die Idee, dass Menschen Verantwortung für ihre Umwelt übernehmen und das Notwendige tun, auch wenn niemand sie dazu zwingt oder dafür bezahlt.“ (Antje Schrupp 2012)

„Sorge und Angst verengen den Blick, lassen die Menschen um sich selbst kreisen; sie zerstören das Verhältnis zum Menschen und zur Welt. Die Befreiung von Angst und Sorge durch eine unmittelbare Not gibt Raum frei für eine Weltgestaltung unter dem Vorzeichen der Für-Sorge.“ (Büchle/Wohlgenannt 1985, 95) Die Debatte über den Zusammenhang von Grundeinkommen und Care-Arbeit gibt es in deutschsprachigen Ländern seit ca. 35 Jahren. Sie war und ist eingebettet in die Diskussion über einen weiten Arbeitsbegriff, eine andere Ökonomie und die grundsätzliche Kritik des Primats der Erwerbs- und Lohnarbeit. Je nach Positionierung zu diesen Themen wird in der feministischen Debatte auch eine unterschiedliche Haltung zum Grundeinkommen eingenommen. Verschiedene Grundeinkommenskonzepte berücksichtigen in unterschiedlichem Ausmaß feministische Debatten zum Grundeinkommen. Andererseits gibt es eine unzureichende Beschäftigung einiger Feminist\_innen mit feministischen Grundeinkommensdebatten und mit konkreten Grundeinkommensansätzen.

### Begriffsklärungen

Ein Grundeinkommen ist ein Einkommen in einer die Existenz und gesellschaftliche Teilhabe sichernden Höhe, auf den alle Menschen einen individuell garantierten Rechtsanspruch haben – ohne einen Zwang zur Arbeit oder zu einer Gegenleistung und ohne eine sozialadministrative Bedürftigkeitsprüfung (sozialadministrative Einkommens- und Vermögensprüfung). Die Begriffe

Grundeinkommen und bedingungsloses Grundeinkommen sind synonym. Die genannten Kriterien sind spiegelbildlich das Gegenteil z.B. der deutschen Grundsicherung für Arbeitsuchende (Hartz IV) bzw. verschiedener Grund- bzw. Mindestsicherungen in anderen Ländern. Unter Care-Arbeit im engeren Sinne (auf Care-Arbeit im weiteren Sinne wird später eingegangen) wird jegliche direkte Sorgetätigkeit für andere Menschen verstanden, die auch eine starke persönliche und emotionale Dimension beinhaltet. Care-Arbeit wird in allen Sektoren der Wirtschaft, also marktvermittelt, auf staatlicher oder gemeinwirtschaftlicher Ebene oder innerhalb des privaten Haushaltes erbracht (vgl. Haidinger/Knittler 2014: 111). Care-Arbeit im engeren Sinne wird vorwiegend von Frauen unbezahlt im familialen, im Haushalt und im Ehrenamt, im Freundes- und Nachbarschaftsbereich geleistet. In der Regel schlecht bezahlt wird sie in non-profit- und profit-Unternehmen, aber auch durch Dienstleister\_innen in Haushalten und Familien geleistet. Die Logik der unbezahlten Care-Arbeit ist eine Gegenseitigkeitslogik (Reziprozität), die entweder auf (paternalistischen) Arbeits- und Gefühlsverpflichtungen, auch auf Erwartbarkeiten des Gegenseitigen oder auf bedingungslos solidarischer Grundlage basieren (vgl. Bareis/Cremer-Schäfer 2013: 165f.). Die Logik der bezahlten Care-Arbeit als geldvermittelte Arbeit (Erwerbs-/Lohnarbeit) ist eine Äquivalenzlogik (Bezahlung nach Anzahl der vorgegebenen Arbeitsstunden bzw. „Fälle“). Aus der Sicht der Care-Leistung Erhaltenden gilt: Ein gebührenfreier, bedingungsloser und universeller Zugang zu bezahlter oder zu unbezahlter Sorgearbeit ist/wäre wie ein Grundeinkommen ein radikaler Bruch mit der Äquivalenz- und Reziprozitätslogik – weil ohne eine direkte äquivalente oder reziproke Gegenleistung eine Leistung zur Sicherung bzw. Ermöglichung der Existenz und gesellschaftlichen Teilhabe erhalten wird.

### Zusammenhang von Care-Arbeit und Grundeinkommen

Kein Mensch kann unabhängig von anderen Menschen (gut) leben – das gilt keineswegs nur für Kinder und Ältere, sondern grundsätzlich: Jede/r kann auf die Unterstützung anderer angewiesen sein, nicht nur, wenn man krank wird oder einen Unfall hat. Nach Ellen Bareis und Helga Cremer-Schäfer muss für die Reproduktionsarbeit (also auch für die Care-Arbeit) auch eine „Suspendierung von Gegenseitigkeit“ gelten, denn selbst die „Bedingung einer gleichzeitigen oder zeitversetzten Gegenseitigkeit der Reproduktionsarbeit reicht [...] in keiner bekannten Produktionsweise dafür aus, dass jedes Mitglied immer die Ressourcen bekommt, die es braucht, um sich als Person [...] zu reproduzieren.“

(Bareis/Cremer-Schäfer 2013: 169) Sie plädieren für eine über das Prinzip der Reziprozität hinausgehende Logik der Reproduktionsarbeit (inkl. Care-Arbeit), die sich an der Bedürftigkeit des Menschen festmacht: „Jeder erhält die guten Dienste, die Ressourcen und Beziehungen, die er ‘braucht’ und die er in Gebrauch nehmen will: Something for nothing, bedingungslos.“ (ebd.: 170) Und dies keineswegs nur die, die nicht Gegenleistung erbringen können – Junge, Alte, Kranke. Denn: „In Situationen der Abhängigkeit kommen wir nicht nur lebensgeschichtlich [...] oder durch unsere Körperlichkeit [...]. In eine Situation der Abhängigkeit geraten alle, die in einer kapitalistisch organisierten Gesellschaft nicht gegen Lohn, nicht im Normalarbeitsverhältnis und nicht diszipliniert arbeiten können, dürfen oder wollen.“ (ebd.). Bareis und Cremer-Schäfer fragen für jede denkbare Gesellschaftsform: „In welche Lage werden Menschen gebracht, die anerkannte (Minimal-)Forderungen nach (Gegen-)Gaben (z.B. der Dankbarkeit, Unterwürfigkeit, der Unauffälligkeit, der Verstehbarkeit) nicht erbringen (wollen), um an der Gesellschaft teilzunehmen? An welchem sozialen Ort, von wem und unter welchen Bedingungen wird die Arbeit der ‘Daseinsvorsorge’ übernommen?“ (ebd.: 170). Die Forderung nach einer äquivalenten oder reziproken Gegenleistung hat ihrer Meinung nach nämlich eine Grenze. Sie liegt in der „Wertschätzung des Individuums“. Diese erkennt den Menschen jenseits der Gegenseitigkeitslogik an (vgl. Büchele/Wohlgenannt 1985: 26). Darauf basieren „Konzepte der Freundlichkeit und der Freundschaft und der Bedingungslosigkeit“, der „Praxis und Haltung der beneficence“ (Bareis/Cremer-Schäfer 2013: 170) oder des „gleichwertigen Partner-Seins“ (Büchele/Wohlgenannt 1985: 95). Genannte Autor\_innen verweisen damit auf eine notwendige Ergänzung der Reziprozitätslogik, die sowohl die freiwillige Anerkennung des Existenz- und Teilhaberechts und die freiwillige Care-Arbeit als auch den bedingungslosen Erhalt von Ressourcen zur Existenz- und Teilhabesicherung und von Care-Leistung ermöglicht. Ich meine: Die höchste Form von Reziprozität ist die der bedingungslosen gegenseitigen Anerkennung und Wertschätzung der/des Anderen. Ich kann, muss und werde anderen bedingungslos die Sicherung ihrer grundlegenden Existenz und gesellschaftlichen Teilhabe (inkl. Sorge) zuerkennen, weil die Anderen meine grundlegende Existenz und gesellschaftliche Teilhabemöglichkeit (inkl. Sorge) ebenfalls niemals bestreiten werden (vgl. auch Büchele/Wohlgenannt 1985: 95f.) Wie keinesfalls einem Menschen das Recht auf Erziehung, Bildung, Gesundheitsversorgung, Pflege usw., somit der Zugang zu entsprechenden Institutionen aberkannt wird, wird ihm keinesfalls das monetäre (oder in geldloser Gesellschaft das nicht monetäre) Grund„einkommen“ verwehrt. In Haushaltbeziehungen mit einem relativ begrenzten Beziehungsge-

flecht kann diese Zusicherung unmöglich auf Dauer gestellt sein. Denn hier gibt es sowohl die Begrenztheit der verfügbaren materiellen sowie der zeitlichen Ressourcen (vgl. Bareis/Cremer-Schäfer 2013: 172) als auch die Begrenzung durch die mit der materiell bedingungslos abgesicherten individuellen Freiheit gegebenen Möglichkeit des Nein-Sagens zu einer bestimmten Care-Arbeit (vgl. Appel/Gubitzer/Wohlgenannt 2013: 107). Die Zusicherung kann aber in einem sozialen und politischen Gemeinwesen auf Dauer gestellt werden – wenn das Gemeinwesen sich zu Grundeinkommen und zu universell zugänglichen sozialen Infrastrukturen und Dienstleistungen (vgl. AG links-netz 2013) u.a. gesellschaftlichen Rahmenbedingungen mit großer Mehrheit entschließt.

### Statt Zwang: Freiheit und Notwendigkeit in gegenseitiger Abhängigkeit

Abhängigkeit voneinander und Freiheit sind nicht mehr Gegensätzliches, wenn in der von anderen abhängigen Wertschätzung zugleich die Begründung individueller Freiheit liegt – und umgekehrt. Freiheit steht nicht im Widerspruch zur Notwendigkeit, denn es gilt, dass, um der maximalen Freiheit aller zur Wirklichkeit zu verhelfen, die Absicherung des Notwendigen notwendig ist. Es bestehen also zwei verschränkte Ebenen: eine Notwendigkeit, die individuelle Freiheit für alle ermöglicht, und eine Freiheit, die Notwendiges (und Verantwortung für das Notwendige) einsehbar und praktisch verfügbar macht. Nur in dieser Verschränkung verlieren individuelle Freiheit und Notwendigkeit ihre Gegensätzlichkeit: Ein Gemeinwesen, was dagegen auf Zwang statt auf individuelle Freiheit setzt, setzt nicht nur die individuelle Freiheit generell aufs Spiel, sondern auch die Freiheit, die gesellschaftlich und individuell die Einsicht in das Notwendige erst ermöglicht. Denn sie anerkennt nicht das für jedes Individuum Notwendige zu dessen Freiheitssicherung. Abhängigkeiten als Zwangsbeziehungen, ob nun als gesellschaftliche oder private Verhältnisse, ob nun als herrschaftlich, ökonomische oder sozialadministrativ erzeugte, gehen fehl in Sachen Freiheit und in Sachen Notwendigkeit. Bezogen auf das interpersonelle Verhältnis in der Sorgearbeit: Ein Zwang einer Person zur Leistung von Care-Arbeit gegenüber anderen wird mit Sicherheit kein akzeptables Ergebnis bezüglich Qualität und Quantität der Care-Leistung zeitigen. Und bezogen auf gesellschaftlich organisierte Sorgeverhältnisse: Die nicht bedingungslose Anerkennung des Rechts auf Existenz und Teilhabe desjenigen, der Sorgeleistung erhält, führt zur „Sorge“ in einem „entmündigenden caritativen Sinn oder auf der Basis von Stigmata“ (Büchle/Wohlgenannt 1985: 96). Zwang pervertiert,

verfälscht das Notwendige, ob dies nun in bezahlter oder unbezahlter Zwangsarbeit erledigt werden soll. Der junge Karl Marx hat den ökonomischen Grund der Perversion benannt:

„Unter der Voraussetzung des Privateigentums ist sie [die Arbeit, R.B.] Lebensentäußerung, denn ich arbeite, um zu leben, um mir ein Mittel des Lebens zu verschaffen. Mein Arbeiten ist nicht Leben. [...] darum auch eine nur erzwungene Tätigkeit und nur durch eine äußerliche zufällige Not, nicht durch eine innere notwendige Not mir auferlegt [...]“ (Marx 1981: 463, vgl. ebd.: 454)

Innere Einsicht in Notwendiges kann nicht äußerlich (weder mit ökonomischer, aber auch nicht mit außerökonomischer Gewalt) Erzwungenes sein (vgl. Schrupp 2013: 86), auch nicht etwas, das „von irgendeiner Instanz festgelegt wird [...]“. Denn das Notwendige entfaltet seine Motivation zum Arbeiten nur dann, wenn diejenige, die diese Arbeit tun wird, diese Notwendigkeit auch subjektiv erkennt und nicht von außen vorgeschrieben bekommt.“ (ebd.: 90) Mit der zwangsfreien, insofern freiwilligen notwendigen Arbeit ist eine kulturelle Kompetenz verbunden (vgl. ebd.: 91), die erlernt und gelebt werden kann: durch a) (zumindest teilweise) „gegenleistungsfreie“ und „zwangsfreie“ Sozialisationsräume in Familie, im sozialen Nahraum und in Institutionen, b) die demokratische Organisation der Gesellschaft und Wirtschaft, c) Grundeinkommen, d) universell zugängliche öffentliche Infrastrukturen und Dienstleistungen, e) verkürzte und selbstbestimmt flexibilisierte Erwerbs(arbeits-)zeit/Zeitsouveränität. Wobei das Grundeinkommen die (geschlechter-)demokratische, zwangsfreie Organisation der Produktion des Notwendigen, ebenso genannte Sozialisationsräume und die Zeitsouveränität befördert. Außerdem vermittelt es der individuellen Existenz eine grundlegende Verlässlichkeit (vgl. Büchle/Wohlgenannt 1985: 94 f.), ohne die eine Gesellschaft kalt ist oder verroht.

Dringend muss aber auch folgewirksam darüber debattiert werden, wie Notwendigkeiten gesellschaftlich produziert werden, die eigentlich nicht notwendig wären: Welche gesellschaftlichen (Re-)Produktionsverhältnisse machen Menschen massenhaft krank und hilfebedürftig?<sup>1</sup> Nicht die Aufgabe der Rationalisierung der

1 William Kapp errechnete vor fünfzig Jahren, dass ca. 30 Prozent des Bruttoinlandsprodukts in „entwickelten“ Ländern aufgebracht werden, um soziale und ökologische Schäden, die mit dem herkömmlichen Wirtschaftswachstum verbunden sind, zu beseitigen (vgl. Kapp 1977). Die Existenzgeldaktivist\_innen der unabhängigen Erwerbslosenbewegung meinen, „daß viele Krankheiten, Unfälle, Kriegstote in einem anderen System gar nicht mehr vorkommen – bzw. solch ein System wollen wir erkämpfen.“ (Arbeitsloseninitiativen 1983: 134)

notwendigen Care-Arbeit steht an, sondern die demokratische Gestaltung einer Ökonomie der vorsorgenden (Re-)Produktion, die im weiteren Sinne Care-Arbeit ist. Nur so kann die Reparaturfunktion, die die Care-Arbeit in einer krank- und hilfebedürftig machenden Gesellschaft auch hat (nachsorgende Care-Arbeit), minimiert werden – um (Vor-)Sorgearbeit quantitativ und qualitativ besser leisten zu können. Darüber hinaus ist zu fragen: Welche Arbeit wird zwar als notwendig erklärt, dient aber nur der Aufrechterhaltung der bestehenden ökonomischen und politischen Herrschaftsverhältnisse? 50 Prozent der Erwerbsarbeit sind überflüssige, kapitalismusinduzierte Arbeiten, die nicht Güter und Dienstleistungen entwickeln, herstellen und verteilen, sondern die der Sicherstellung und Abwicklung ihrer Verwertung als Waren dienen (vgl. Schatz 2013: 225). Wie viel Zeit wird uns durch diese Art von Ökonomie geklaut, die auch für die Care-Arbeit genutzt werden könnte – und zwar von Frauen und Männern?

Solche grundsätzlichen Überlegungen werden in erwerbs(arbeits-)zentrierten Debatten über Care-Arbeit (vgl. WIDE 2012) fast vollkommen ausgeblendet. Ebenso wie bei Frigga Haug ausgeblendet wird, dass auf dem Weg in eine oder in einer Vier-in-Einem-Gesellschaft der existenzielle Zwang zur Erwerbsarbeit (weil nur dort laut Frigga Haug Einkommen erzielt werden kann, vgl. Haug 2008: 20ff.), nicht hilfreich ist – siehe Marx. Darüber hinaus verwechselt sie in ihrer Auseinandersetzung mit dem Grundeinkommen in Bezug auf Care-Arbeit einiges. Sie schreibt:

„Aber wenn der Diskurs jetzt weitergeht, rutscht er wieder zurück in die Lohnarbeit wegen der Kritik an der Arbeitspflicht, die als Nötigung empfunden und eben durch das Grundeinkommen abgeschafft sein muss. Aber die 'Arbeitspflicht' existiert ja bei Reproduktions-, Pflege- oder Sorgearbeit ohnehin immer. Sie kommt aus der Sache selbst, sozusagen aus den bedürftigen anderen Wesen, und dies auch dann, wenn man niemanden verpflichtet. [...] Der Protest gegen die Zumutung arbeiten zu sollen als Teilhabe an Gesellschaft, steht irgendwo quer zur notwendigen Arbeit im Reproduktionsbereich.“ (Haug 2011: 59f.)

Haug verwechselt sowohl „innere Einsicht in Notwendiges“ und „objektiv“ Notwendiges als auch ethisch begründetes pflichtgemäßes Tun und äußerlich erzwungenes Tun (Nötigung). Mit diesen Verwechslungen verbunden ist in Haugs Konzept der Zwang zur Care-Arbeit, der keineswegs nur unter dem Aspekt der individuellen Freiheit in Bezogenheit abzulehnen wäre.

## Feministische Positionen zum Grundeinkommen im Zusammenhang mit Care-Arbeit

Eine Unterteilung feministischer Positionen zum Grundeinkommen im Zusammenhang mit Care-Arbeit, die fließende Übergänge nicht leugnet, kann zwischen gleichstellungs-/berechtigungspolitischen, postpatriarchalen, sozialökologischen und demokratiepolitischen feministischen Positionen vorgenommen werden. Beim gleichstellungs-/berechtigungspolitischen Feminismus werden bestehende ökonomische Verhältnisse hauptsächlich unter dem Blickwinkel betrachtet, ob Frauen in diesen Verhältnissen eine Gleichstellung bzw. Gleichberechtigung mit Männern erfahren. Care-Arbeit wird als bestimmter Bereich der ganzen Ökonomie aufgefasst, Erwerbsarbeit gilt als zentral. Die postpatriarchale Debatte hinterfragt patriarchalische und kapitalistische Logiken der Produktion und der Reproduktion und plädiert für ein neues Verständnis der Ökonomie, ausgehend von der Sorge um den Menschen. Der sozialökologische Ansatz nutzt die Kritik an den herrschenden Produktions- und Reproduktionslogiken, um auch das derzeitige herrschende Mensch-Naturverhältnis zu kritisieren – Sorge versteht sich als Sorge um Mensch und Natur. Der demokratiepolitische Ansatz erweitert den engen Sorgebegriff auf das Öffentlich-Politische im Sinne Hannah Arendts.

Es wird grundsätzlich, auch aus grundeinkommenskritischer oder -skeptischer feministischer Perspektive, positiv hervorgehoben, dass mit dem Grundeinkommen für Frauen die Verhandlungsmacht am Arbeitsmarkt und die Teilnahmemöglichkeit an politischen Aushandlungsprozessen gestärkt, Selbstbestimmungsmöglichkeiten hinsichtlich der Arbeits- und Lebenszeitgestaltung befördert, der Erwerbs-/Lohnarbeitszwang (erst recht zu einer bestimmten Erwerbs-/Lohnarbeit) und materiell prekäre Lebenslagen überwunden, materiell bedingte persönliche Abhängigkeiten vom (Ernährer-)Mann, von Partner\_innen und Eltern gelöst oder gelockert, die materiell bedingte zwangsweise Befolgung herkömmlicher Rollenmuster minimiert, Abhängigkeiten von Staatsbürokratien und Symptomvorweisungen zur sozialen Absicherung sowie Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten der traditionellen, von der Lohnarbeit abgeleiteten Sozialversicherungssysteme beseitigt werden – also die individuelle Freiheit der Frauen in vielen Bereichen erweitert wird (vgl. z.B. BAG Erwerbslose 2000: 134; Frauengruppe Glanz der Metropole 2000: 105; Pimminger 2008: 3; Leischen 2011: 42; Schatz 2010: 4ff.; WIDE 2012: 5f.; Worschech 2012: 16f.; Appel/Gubitzer/Wohlgenannt 2013: 104ff.)

### Gleichstellungs- und -berechtigungspolitischer Feminismus

In gleichstellungs-/berechtigungspolitischen feministischen Grundeinkommensdiskussionen werden größtenteils folgende Fragenkomplexe erörtert: Wie verändern sich mit dem Grundeinkommen Zugänge zu Erwerbs-/Lohnarbeit (inkl. Karrierechancen) und zu gleichen Lohnneinkommen bei gleicher Arbeit, zu Bildung und Qualifizierung? Werden geschlechtergerechte Arbeitsteilungen in Erwerbs-/Lohnarbeit und zwischen Erwerbs-/Lohnarbeit und Sorgearbeit bzw. Reproduktionsarbeit sowie Frauen benachteiligende Familienmodelle und Geschlechterrollen überwunden? (vgl. Frauengruppe Glanz der Metropole 2000, Irene Pimminger 2008, Susann Worschech 2008, Debattierclub WIDE 2012). Eingebettet in den jeweiligen Ansatz finden sich Fragen und Antworten darauf ebenfalls bei postpatriarchalen, sozialökologischen und demokratiepolitischen feministischen Betrachtungen – bei grundsätzlicher Befürwortung eines Grundeinkommens. In der gleichstellungs- bzw. -berechtigungspolitischen Debatte wird dagegen sehr unterschiedlich an das Thema Grundeinkommen herangegangen.

Die Argumentation der Schweizer WIDE-Frauen zum Grundeinkommen ist geprägt durch eine Ablehnung des Grundeinkommens – mit unbewiesenen Behauptungen und Unterstellungen: „Implizit geht die Utopie des BGE wie viele linke oder alternativen Utopien davon aus, dass die unbezahlte Care-Arbeit ein kleiner Anteil der gesamten Arbeit sein und sich nach der Einführung eines BGE ‘von selbst’ organisieren.“ (WIDE 2010: 6) Erstens werden von den WIDE-Frauen unterschiedliche Grundeinkommenskonzepte (emanzipatorische, sozial- und neoliberale) nicht zur Kenntnis genommen (vgl. Wagner 2009; Schatz 2010: 2; Netzwerk Grundeinkommen). Zweitens wird die grundlegende Aufmerksamkeit, die der unbezahlten Arbeit (inkl. der unbezahlten Care-Arbeit) in der Grundeinkommensdebatte zukommt, vollkommen übersehen (vgl. dazu z.B. Arbeitsloseninitiativen 1983: 129; Rein 2000: 17ff.; BAG-Erwerbslose 2000: 124; Biesecker 2000: 4ff.; Schrupp u.a. 2004; Wagner 2006: 4; Kaiser 2007; Blaschke 2008: 89f., Blaschke 2010: 110; Attac Österreich 2010; Bundesarbeitsgemeinschaft Grundeinkommen DIE LINKE 2014: 18). Drittens wird übersehen, dass in emanzipatorischen Grundeinkommensansätzen sowohl veränderte Anerkennungs- als auch (Um-)Verteilungsmechanismen für die Care-Arbeit verankert sind. Diese Mechanismen sollen sicher stellen, dass sowohl bezahlte als auch unbezahlte Care-Arbeit geschlechtergerecht und zwangsfrei organisiert wird (vgl. z.B. Arbeitsloseninitiativen 1983: 129, 168; BAG-Erwerbslose 2000: 123f.; Spangenberg 2003: 108, 115ff.; Attac Österreich 2010; Bundesarbeitsgemeinschaft Grundeinkommen DIE LINKE 2014: 10, 50).

Auch auf die Fragen der WIDE-Frauen nach der Organisation von Care-Arbeit und den Ressourcen für die Erledigung dieser Arbeiten (vgl. WIDE 2012: 8f.) gab es in der emanzipatorischen Grundeinkommensdebatte schon viele Antworten (vgl. auch Blaschke 2010: 63ff.): Es geht um den Ausbau der primären Sozialsysteme (Haushalt, Nachbarschaft, Kooperativen, Genossenschaften, Selbsthilfeinitiativen, kleiner sozialer Netze) und den demokratischen Wandel der sekundären Sozialsysteme (Markt, Verbände, Staat), um die Neugestaltung des Verhältnisses von Erwerbs-/Lohnarbeit, Arbeit im unbezahlten Bereich und bürgerschaftlich-politischen Engagement auf der Ebene des Individuums – materiell abgesichert und geschlechtergerecht organisiert durch das Grundeinkommens plus<sup>2</sup> (vgl. Büchele/Wohlgenannt 1985: 81ff.; Gorz 1994: 204ff.; Gorz 2000: 136ff.; Biesecker 2000: 4ff., 16; Spangenberg 2003: 116ff.). Die erwerbs(-arbeits)zentrierte Sicht der WIDE-Frauen, dass „eine gerechte Bezahlung der Arbeit Ausgangspunkt der gesellschaftlichen Organisation des Wirtschaftens“ (WIDE 2012: 9) sei<sup>3</sup>, führt bei ihnen zu folgendem Lösungsansatz: „Zudem sind wir, vor allem für den Care-Sektor, für die Bezahlung von Arbeitszeit im Gegensatz zur kapitalistischen Bezahlung einer profitablen Leistung.“ (ebd.: 9) Bei aller Zustimmung zur der Kritik der Profitorientierung – die Umsetzung dieses Vorschlags macht unbezahlte Care-Arbeit unsichtbar und wertet sie ab: Denn die Gestaltung der Care-Arbeit ausschließlich als bezahlte Arbeit unterstellt, es gäbe keine unbezahlte Care-Arbeit mehr. Zweitens würde dieser Vorschlag faktisch auf eine immense Ausweitung der Erfassungs- und Kontrollbürokratie bis hin zur gläsernen Care-Arbeiter\_in und Care-Nutzer\_in führen. Drittens wäre mit diesem Ansatz das Problem der geschlechterungerechten Verteilung der Care-Arbeit nicht gelöst. Viertens ist der Anspruch einer freiwilligen Care-Arbeit nicht eingelöst. Auch die vorgeschlagene bedürftigkeitsgeprüfte Grundsicherung ohne Arbeitszwang (vgl. ebd.: 9) hilft nicht viel weiter: Sie setzt aufgebrauchte Vermögen voraus, um vom Arbeitszwang befreit zu sein. Auch grenzen Grundsicherungen systematisch und massenhaft Anspruchsberechtigte aus dem Leistungsbezug aus.<sup>4</sup> Außerdem setzen sie infolge der Einkommensprüfung und -verrechnung negative Erwerbsarbeitsanreize für

2 Ein Begriff, den Stephan Lessenich auch mit Bezug auf geschlechterpolitische Fragen an das Grundeinkommen prägte (vgl. Lessenich 2009: 21). Mehr dazu im Weiteren.

3 Eine grundsätzlichere Problematisierung bezahlter Sorgearbeit nehmen z.B. André Gorz (1994: 204) und Bettina Haidinger und Käthe Knittler vor (2014: 115ff.).

4 Die non-take-up-Rate z.B. bei der Grundsicherung im Alter und bei Erwerbsminderung (ohne Arbeitszwang) in Deutschland beträgt 68 Prozent (vgl. Hans-Böckler-Stiftung 2012), bei der Grundsicherung für Arbeitsuchende (mit Arbeitszwang) fast

arbeitszeitverkürzte Jobs (vgl. Schatz 2010: 4f.). Sie spalten darüber hinaus die Gesellschaft und schreiben bestehende Herrschaftsformen fest: Grundsicherungen brechen „nicht mit den alten paternalistischen Grundsätzen der Wirtschafts- und Sozialpolitik. [...] Das Verständnis von Arbeit und das Menschenbild [...] bleibt einseitig auf den Dualismus von ‚Leistungsträger/innen‘ und ‚Nutznießer/innen‘ fixiert [...].“ (Worschech 2012: 53f.)

Diejenigen gleichstellungs-/berechtigungspolitischen Feminist\_innen, die dem Grundeinkommen offen gegenüberstehen, diskutieren differenzierter als die WIDE-Frauen: In ihrer „Auflistung möglicher geschlechtsspezifischer Effekte des Grundeinkommens fallen zwei Dinge auf: Erstens, es gibt zu fast jedem Effekt zwei entgegengesetzte Varianten, wie sich das Grundeinkommen auf die Situation von Frauen auswirken könnte – einmal positiv, einmal negativ. Dies unterstreicht die Tatsache, dass es bisher nicht möglich ist, wirkliche ‚Aussagen‘ zu treffen, sondern nur Annahmen zu formulieren und das je nach politischer Ausrichtung und Vorliebe. (Worschech 2012: 45f.) Es werden daher klare Kriterien des Grundeinkommens und Rahmenbedingungen benannt (die natürlich auch ohne das Grundeinkommen zu ergreifen sind), damit das Grundeinkommen gleichstellungs-/berechtigungspolitischen feministischen Ansprüchen genügt: Als Ausgestaltungskriterium des Grundeinkommens wird auf die vom Netzwerk Grundeinkommen vertretenen, o.g. Kriterien verwiesen (vgl. Worschech 2012: 55f.; Pimminger 2008: 4) Als Rahmenbedingungen der Einführung eines Grundeinkommens werden u.a. benannt: Mindestlohn, Förderung kollektiver Arbeitszeitverkürzung und selbstbestimmter Arbeitszeitflexibilisierung (Zeitsouveränität), Abbau von Segregationen auf dem Arbeitsmarkt (z.B. gleiche Zugänge zu Bildung, Qualifikation, Position im Beruf für Frauen, Erhöhung der Einkommen in eher weiblich dominierten Arbeitsmarktsektoren, gleicher Lohn für gleiche Arbeit), Ausbau sowie universeller Zugang zu sozialen Infrastrukturen und Dienstleistungen und öffentlichen Gütern, pauschale Vergütung und Anerkennung bei der Rente von Pflege- und Erziehungszeiten und deutliche Anreize für eine geschlechtergerechte Verteilung der pauschal vergüteten Pflege- und Erziehungsarbeit im familiären bzw. sozialen Nahbereich, Professionalisierung und Qualitätssteigerung haushaltsnaher Dienstleistungen, Abschaffung steuerlicher Privilegierung der Alleinverdienerehe usw. Diese u.a. Rahmenbedingungen wurden seit über dreißig Jahren und werden aktuell in vielen Grundeinkommensdebatten in unterschiedlichem Ausmaß diskutiert (vgl. Arbeitsloseninitiativen

---

50 Prozent (Becker/Hauser 2010: 138). Von dieser grundrechtlich desaströsen Situation sind auch viele Care-Leistungen erhaltende Menschen betroffen.

1983: 134; Opielka/Stalb 1986; Blickhäuser/Molter 1986; BAG-Erwerbslose 2000: 134; Biesecker 2000: 12ff.; Spangenberg 2003: 108, 115f.; Kaiser 2007: 4f.; Pimminger 2008: 4; Winker 2009: 3; Schatz 2010: 6f.; Attac Österreich 2010; Leischen 2011: 43; Biesecker/Wichterich/v. Winterfeld 2012: 18f.; Baier/Biesecker 2012: 214; Worschech 2012: 56f.) – dies offensichtlich unbemerkt von den WIDE-Frauen, ebenso, dass das Grundeinkommen plus längst Grundlage emanzipatorischer Grundeinkommenskonzepte ist (siehe Netzwerk Grundeinkommen; Attac Österreich 2010).

### *Postpatriarchaler Feminismus und Grundeinkommen*

Antje Schrupp, Ina Praetorius (vgl. den Beitrag von Praetorius in diesem Heft) u.a. diskutieren das Grundeinkommen im Kontext eines postpatriarchalen Ansatzes: Ökonomie muss nach diesem Ansatz die Tätigkeiten der Einzelnen und ihre Vermittlung „in einem komplexen Beziehungsgefüge der Menschen [...] denken.“ (Schrupp 2006) Damit übereinstimmend wird der postpatriarchale Freiheitsbegriff gefasst: „Wichtig [...] ist vor allem, dass wir Freiheit nicht mehr als Gegensatz zu Abhängigkeit und Bezogenheit denken.“ (Praetorius 2012b) „Vielmehr stünde auch ein Grundeinkommen [...] in einem Geflecht von Geben und Nehmen, ist angewiesen auf dieses menschliche Beziehungsnetz des umfassenden Wirtschaftens. Ich spreche daher lieber von einem leistungsunabhängigen Grundeinkommen.“ (Schrupp 2006) Dieses Grundeinkommen soll „ein Bewußtsein dafür [schaffen, R.B.], dass zur Ökonomie nicht nur gehört, Dinge zu tauschen, sondern auch Dinge ohne Gegenleistung zu bekommen.“ (Schrupp 2013: 95) Die angestrebte Aufhebung der „Grenzen zwischen ‚eigentlichen‘ und vernachlässigbaren, höheren und niederen, bezahlten und unbezahlten Wirtschaftsbereichen“ sollte „der Debatte um das bedingungslose Grundeinkommen zugrunde liegen [...].“ (Praetorius 2012a) Ein weiterer emanzipatorischer Effekt des Grundeinkommens liegt für Schrupp darin, dass es „für die Einzelnen mehr Spielraum schaffen [würde], sodass sie bei der Entscheidung, was sie tun sollen, dem Kriterium der Notwendigkeit Priorität einräumen vor dem Kriterium der Bezahlung.“ (Schrupp 2013: 91) Das Grundeinkommen wäre Teil einer neuen Ausgangslage: „Damit in der Wirtschaft alle das tun können, was gleichzeitig ihren unverwechselbaren Fähigkeiten und Wünschen und den gegebenen Notwendigkeiten entspricht.“ (ebd.) Schrupp, Praetorius u.a. übersehen nicht die Fallstricke, die sowohl mit einem Grundeinkommen, verstanden als Abgeltung für unbezahlte Sorgearbeit der Frauen als auch mit einer Professionalisierung ehemaliger Hausfrauenarbeit verbunden sind (vgl. Praetorius/Schrupp 2013).

Die konkrete „postpatriarchale Organisation“ des Notwendigen und der „Sorge für Menschen und Welt“ (Blaschke 2014) muss aber noch weiter diskutiert werden – denn es gibt z.T. widersprüchliche Auffassungen dazu (vgl. Schrupp u.a. 2004; Praetorius/Schrupp 2013).

### *Der sozialökologische Ansatz*

Einen sozialökologischen feministischen Ansatz<sup>5</sup> finden wir bei Adelheid Biesecker, Christa Wichterich, Uta von Winterfeld u.a.: Sie verbinden die Frage der Geschlechtergerechtigkeit und die Kritik an der herrschenden Logik der Ökonomie und der Arbeit mit Überlegungen über eine ökologisch orientierte und den Ressourcenverbrauch minimierende Ökonomie. Es handelt sich also um einen komplexen feministischen Ansatz, der „Arbeit vom Vor- und Versorgen und nicht vom Markt her denkt. [...] Ein Maß für alle Arbeitsprozesse jenseits von Geld ist zudem die Rücksichtnahme auf die Regeneration der Natur und ein ressourcenschonender und emissionsarmer Umweltbezug.“ Ein neues Arbeitsverständnis soll Grundlage für eine gesellschaftliche Umverteilung und Umbewertung von Arbeit sein. „Dabei werden sowohl geschlechtsspezifische Zuweisungen als auch geschlechtsgebundene Bewertungen von Arbeit überwunden. Wöchentliche Erwerbsarbeitszeiten werden radikal verkürzt, damit sowohl Erwerbsarbeit als auch Sorgearbeiten zwischen Männern und Frauen geteilt werden können.“ Die integrative und geschlechtergerechte Gleichstellung in der Verteilung und Bewertung von Arbeit soll demokratisch-diskursiv und in neuen Gesellschaftsverträgen ausgehandelt werden.

„Eine ermöglichende Vorbedingung ist ein Grundeinkommen, das weder die alten Geschlechtsstereotypen in der Arbeit reproduziert noch als eine neoliberale Absicherungsform der Prekarisierung von Erwerbsarbeit missbraucht wird. Dieses Grundeinkommen wäre bedingungslos in dem Sinne, dass es an keinerlei Zugangseinschränkungen oder Sanktionsdrohungen geknüpft wäre und somit ermöglichte, Lohneinkommen und soziale Sicherung wirklich zu entkoppeln. Es wäre gleichwohl bedingungslos, weil es nur ein Element einer qualitativ hochwertigen sozialen Inf-

5 Sozialökologische feministische Ansätze sind nicht neu. Michael Opielka und Heidrun Stalb diskutierten 1986 in kapitalismusüberwindender Perspektive die Ausbeutung der Arbeit, der Natur und der Frauen im Zusammenhang mit dem Grundeinkommen (vgl. Opielka/Stalb 1986: 73ff.). Joachim Spangenberg bettet sozialökologische feministische Überlegungen in das Konzept für eine nachhaltige Gesellschaft ein (vgl. Spangenberg 2003).

rastruktur wäre, die allen den Zugang zu Daseinsvorsorge und sozialen Sicherheiten gewährleistet.“ (alles Biesecker/Wichterich/v. Winterfeld 2012: 18f.<sup>6</sup>)

Adelheid Biesecker und Andrea Baier (Vertreterin des subsistenzorientierten Feminismus) stellen das Konzept des vorsorgenden Arbeitens<sup>7</sup>, das „die geschlechtshierarchische Trennungsstruktur der kapitalistischen Ökonomie, die Abtrennung und Abwertung der allem Wirtschaften zugrundeliegenden Basisproduktivitäten: der weiblichen Sorgearbeit und der Naturproduktivität“ (Baier/Biesecker 2012: 214) überwinden soll, in einen Zusammenhang mit den Grundeinkommen plus: Dieses Konzept

„fordert die gleiche und gleichwertige Beteiligung von Männern und Frauen an allen Arbeitsbereichen [Sorgearbeit, Eigenarbeit, bürgerschaftliches Engagement und Erwerbsarbeit, R.B.] Dazu ist es erforderlich, die Erwerbsarbeit radikal zu kürzen, Erwerbs- und Sorgearbeit zwischen Frauen und Männern umzuverteilen und die einzelnen Arbeitsbereiche und -produkte nach sozial-ökologischen Kriterien zu gestalten. Die Sorgearbeit gilt es durch eine unterstützende soziale Infrastruktur aufzuwerten. Finanziell abgesichert wird dieses Konzept durch für ein gutes Leben bürgende Löhne und durch ein Grundeinkommen.“ (Baier/Biesecker 2012: 214)

### Demokratiepolitischer Feminismus

Eva Senghaas-Knobloch entwickelt ein feministisches Konzept, das den engen Care-Arbeitsbegriff mit einem politischen Begriff von Fürsorge verbindet. Sie versteht in Anlehnung an Hannah Arendt „Demokratie als fürsorgliche Praxis“ (Senghaas-Knobloch 2001: 290). Damit kritisiert sie einerseits den erwerbsarbeitszentrierten Feminismus und entwickelt andererseits ein Konzept, um „Frauentätigkeiten, die mit der ersten Geburt verbunden sind und alle Tätigkeiten, die in der Tatsache der existenziellen Angewiesenheit jedes einzelnen Menschen auf konkrete und unmittelbare Fürsorge begründet sind, in ihrer fundamentalpolitischen Bedeutung für die Gestaltung des Gemeinwesens anzuerkennen.“ (ebd.) Es geht in dreifacher demokratiepolitischer feministischer Hinsicht erstens darum,

„dass alle Staatsbürger, auch diejenigen mit hohen Fürsorgeverpflichtungen unmittelbar konkreter Art, Ressourcen materieller und zeitlicher Art zur Verfügung gestellt

6 Vgl. zum Thema soziale Infrastruktur inkl. Grundeinkommen AG links-netz 2013.

7 Das Konzept der vorsorgenden Arbeit setzt auf eine andere Ökonomie: Vorsorge (auch für kommende Generationen) statt Nachsorge, Kooperation statt Konkurrenz, Orientierung am Lebensnotwendigen statt am Maximum und an Wachstum (vgl. Biesecker 2000: 5).



bekommen, die es ihnen erlauben, nicht nur unmittelbare Fürsorgeverpflichtungen gegenüber Angehörigen zu erfüllen, sondern auch das ihnen mögliche und gewünschte Maß eines fürsorglichen Handelns im weiteren Rahmen, eines politischen Handelns als bürgerschaftliches Engagement.“ (ebd.: 291)

Zweitens: Es soll allen die „zweite Geburt“, das Eintreten in die das öffentlich-politische Bezugsgewebe menschlicher Angelegenheiten (Hannah Arendt), ermöglicht und abgesichert werden. Dies drittens insbesondere auch den Frauen, um frauenspezifische Perspektiven und die fundamentale Bedeutung der Fürsorge füreinander für die Gestaltung des Gemeinwesens zur Anerkennung zu verhelfen. Unter diesen Gesichtspunkten untersucht Senghaas-Knobloch verschiedene Konzepte der gesellschaftlichen Neubewertung von Tätigkeiten, inkl. der damit verbundenen bedingten monetären Transfers und Grundeinkommen (vgl. ebd.: 273ff.).

## Fazit

Sowohl in gleichstellungs-/berechtigungspolitischer, postpatriarchalischer, sozialökologischer und demokratiepolitisch feministischer Sicht wird die Idee des Grundeinkommens wohlwollend bis befürwortend diskutiert. Ausgeprägt erwerbs(arbeits)zentrierte feministische Positionen (WIDE 2012) lehnen das Grundeinkommen eher ab. Der Begriff der Care-Arbeit (inkl. der Care-Ökonomie) wird unterschiedlich genutzt: von einem bestimmten Ökonomiebereich (der unbezahlte und bezahlte Arbeit umfassen kann) im gleichstellungs-/berechtigungspolitischen Feminismus bis hin zum Verständnis der Sorge als ökonomie- und als gesellschaftskonstituierendes Prinzip und als Prinzip des Verhältnisses zur Natur. Das weite Verständnis von Sorge, das sich im postpatriarchalen, sozialökologischen und demokratiepolitischen Feminismus findet – und dabei Kapitalismus- und Patriarchatskritik verbindet –, ist rückbezogen auf das enge Care-Verständnis. Das weite Verständnis von Care ist diskurs- und entwicklungsfähig, sowohl in den Wissenschaften, in der Politik als auch in den sozialen Bewegungen, weil es verschiedene Themen miteinander verbindet – Kapitalismuskritik, radikale Demokratisierung, neues Ökonomie- und Arbeitsverständnis, Ökologie und Ressourcenfrage, bedingungslose soziale Absicherung aller Menschen durch Grundeinkommen und universelle öffentliche soziale Infrastruktur und Dienstleistungen, Lohn-, Geschlechter- und Generationengerechtigkeit.

Grundsatz einer emanzipatorischen feministischen Debatte über das Grundeinkommen, die sich einmischen will, statt sich aus dem Diskurs auszugrenzen,

könnte der von Gabriele Winker vom Feministischen Institut Hamburg benannte sein: „Das bedingungslose Grundeinkommen ist ein spannendes unterstützenswertes politisches Projekt. FeministInnen haben die Aufgabe und Chance, die aktuelle Debatte um das Grundeinkommen inhaltlich zu verbreitern und damit auch zu stärken.“ (Winker 2009: 2)

Die aus Argumentationsgründen sehr umfassende Literatur- und Quellenübersicht findet sich hier:

<https://www.grundeinkommen.de/content/uploads/2014/10/literatur-grundeinkommen-und-care-arbeit.pdf>

Eine kommentierte Materialsammlung zum Thema ist hier abrufbar:

<https://www.grundeinkommen.de/content/uploads/2014/06/leseliste-bge-in-der-feministischen-und-postpatriarchalen-debatte.pdf>

Ronald Blaschke, Zwinglstr. 34, 10555 Berlin

E-Mail: [rblaschke@aol.com](mailto:rblaschke@aol.com)

**LATEIN AMERIKA**  
NACHRICHTEN // DIE MONATSZEITSCHRIFT

Photo: Timo Berger

**Probeabo** 3 Ausgaben // Für 10 Euro // Endet automatisch  
**Bestellung** Per E-Mail an [abo@LN-Berlin.de](mailto:abo@LN-Berlin.de) // Telefonisch 030 694 61 00 // Oder über [www.lateinamerika-nachrichten.de](http://www.lateinamerika-nachrichten.de)



## Pflegende Angehörige schwerkranke Menschen im 'psychodiagnostischen Fokus'

Über: Gérard Tchitckian (2012): *Den letzten Weg gemeinsam gehen. Angehörige in Pflege und Begleitung schwerkranker Menschen*. Hamburg 2012, edition zebra Hamburg, 278 S., 18, 50 Euro

Älterwerden und lebensverkürzende Erkrankungen waren bis vor kurzem ausgesprochen selten Gegenstand sozialwissenschaftlicher Forschungsbemühungen. Seitdem aber das sozial- und gesundheitspolitische Desinteresse aufgrund immer deutlicher werdender Versorgungslücken sich allmählich in wohlfahrtsstaatlich lancierte Konzeptarbeit wandelt, nehmen auch Forschungsaktivitäten in diese Richtung zu. Eine durchaus beliebte Strategie in diesem Zusammenhang, ist die auf belastbare statistische Referenzwerte basierende Rekonstruktion zentraler gesundheitspolitischer Konfliktbereiche, wie beispielsweise die Zunahme chronischer Erkrankungen aufgrund steigender Lebenserwartung sowie eine Erosion sozialer Unterstützungsstrukturen in Zeiten postwohlfahrtsstaatlicher Transformationsprozesse und die damit einhergehende Verschärfung sozialer Ungleichheit. Genau an dieser Stelle, der kleingliedrigen mikrostrukturell-mikroskopischen Inblicknahme sozial- und gesundheitspolitischer Entwicklungen, setzt die 2012 im Verlag edition zebra veröffentlichte Untersuchung des Psychologen und Psychoonkologen Gérard Tchitckian an, deren Erkenntnisinteresse auf die Überprüfung der Situation pflegender Angehöriger von

onkologischen Patienten in der Sterbephase zielt.

Als Prolog wird in den ersten drei Kapiteln der Begründungszusammenhang der Studie entfaltet: Die Zunahme der Krebsinzidenz von mittlerweile jährlich 430.000 Krebs-Neuerkrankungen in Deutschland sowie eine Häufung der Erkrankungen bei älteren Menschen modellieren gewissermaßen die Stoßrichtung der Forschungsarbeit. Hinzu kommt die Feststellung, dass ältere Menschen, wenn es um neue Therapien geht, signifikant benachteiligt werden. Vor dem Hintergrund einer immer stärkeren Verlagerung palliativer Versorgung in den ambulanten Bereich – einerseits aus ökonomischen Gründen und andererseits weil die Mehrzahl der Menschen eben diesen Wunsch, zu Hause zu versterben, äußerten – wird das Belastungs Panorama der Angehörigen in den nun folgenden acht Kapiteln aufgefächert. Theoretisch werden unterschiedliche, vor allem aus dem Feld der Stressforschung von Lazarus und Folkman stammende Prozessmodelle der Pflegesituation (29ff.) begutachtet. Besondere Beachtung findet hierbei das konzeptionelle Prozessmodell der Pflegebelastung bei Angehörigen von palliativen Krebspatienten, das nicht auf einer „pathogenetischen Orientierung“ (32) fusst, sondern eine „salutogenetische Perspektive“ (32) verfolgt. Multiple Variablen und „Aspekte der Belastungssituation“ (33) formen ein Bild der „Vielfalt von Stressoren“.

Es wird – zunächst bezogen auf die Situation der an Krebs erkrankten Menschen – eine studienbasierte 'Belastungsdiagnostik' exemplifiziert: Neben der „gesundheitlichen Situation des Patienten“ (35) mit Symptomen wie Schmerzen,

Erschöpfung (Fatigue-Syndrom), Atemnot, Übelkeit und Schlafstörungen führt ein Exkurs zu den „psychischen und kognitiven Symptomen des Patienten“ (38). „Werden Symptome und Funktionsstörungen, wie z.B. bei der Dyspnoe, direkt mit der Art und Weise des Sterbens assoziiert, erhöht sich die psychische Belastung aufgrund des Bedrohungswertes“ (38). Affektive Störungen, Depressive Erkrankungen, schwere Ängste können die Folge sein, werden allerdings von Onkologen nur zu einem Drittel überhaupt erkannt (39). Neben diesen gesundheitlichen Belastungssymptomen, würden überdies sogenannte „Verhaltensüchte“ getriggert. Darunter werden pathologischer Tabak- und Alkoholkonsum verstanden und um Störungen des Feststoffwechsels bei Adipositas ergänzt. Psychologischer Stress durch die Krebserkrankung könne zu weiteren schädlichen bzw. krankheitsförderlichen Verhaltensweisen führen, die letztlich die Gefahr einer Chronifizierung psychischen Stresses beförderten (45). Ernüchternd endet dieser Exkurs mit dem Befundergebnis, dass psychotherapeutische Interventionen keine signifikante Evidenz aufwiesen. Dennoch wird aber zur psychotherapeutischen Unterstützung geraten, weil immerhin das Problem des Zurechtkommens mit dem „Abschied vom Leben“ auf diese Weise zumindest begleitet werden könne.

Die ‚Belastungsdiagnostik‘ der an Krebs erkrankten Menschen, dient im Weiteren gewissermaßen als Hintergrundfolie zur Exploration der damit im Verhältnis stehenden Angehörigenbelastung. Diese „Pflegeaufgaben und Pflegefertigkeiten“ (51) durch Angehörige seien bisher kaum in den Blick genommen worden, führten

aber nicht selten zu gravierenden Belastungssymptomen und einer Verschlechterung des Allgemeinzustandes (52). Das Spektrum der Pflegeaufgaben von Angehörigen reiche von Hilfestellung bei der Versorgung, Mobilisierung und Symptombehandlung des Patienten bis hin zu Hilfe im Umgang mit medizinischen Hilfsmitteln. Unter der Überschrift der „caregiving skills“ (53), werden diese Ebenen der Pflegeunterstützung weiter ausdifferenziert, zum Beispiel als „Monitoring“ (53) worunter die Wahrnehmungsfähigkeit zur Einschätzung der Symptomlast und die anschließend adäquate Intervention am kranken Menschen verstanden wird. „Making decisions“ (53) ist ein weiterer Aspekt des Pflegehandelns Angehöriger. Das Belastungspotential dieser Facette des Involviertseins wird mit dem Verantwortungsvolumen der von den Angehörigen zu treffenden „Alltagsentscheidungen auf Grund von Beobachtung und Deutung aktueller Befindlichkeiten des Patienten“ (53) begründet. Ein dritter Aspekt bezieht sich unter der Überschrift „Working together with the patient“ (53) auf die direkte Interaktion mit dem kranken Menschen und betont die Fähigkeit des Angehörigen, die Persönlichkeit des Kranken zu berücksichtigen sowie die Sensibilität aufzubringen, die Gefahr der Entmündigung im Pflegehandeln zu berücksichtigen. „Auf Dauer“ allerdings „werden die Verantwortungsübernahme, der Umgang mit Alltagsproblemen und die Notwendigkeit, bisher unbekannt Problemlösungen zu finden“ (53), als größte und stärkste Belastungsfaktoren beschrieben. Darüber könnten sich Symptome, wie Erschöpfung (58) oder Verwirrung (58), ganz ähnlich wie zuvor auf Seiten der Patient\_innen darge-

stellt, auch bei den pflegenden Angehörigen einstellen.

„Familiäre Probleme und Rollenkonflikte“ werden als weiterer Baustein der Angehörigenbelastung thematisiert. Dazu wird die theoretische Konstruktion des Systems eingeführt, um sie schließlich auf die Lebensform Familie (Böllert) zu beziehen. Als zentrales Argumentationskriterium in dieser Hinsicht wird der „Grad emotionaler Beziehungen“ (62), die Qualität der „Kohäsion“ (62) herangezogen, um Krisen und Überlastungsszenarien zu erklären. „Entwickelt sich die familiäre Kohäsion in Richtung Verstrickung [...], können dysfunktionale Bewältigungsmechanismen entstehen“ (62).

Weiter bezugnehmend auf Konzepte der Stressforschung wie Stresserleben (69) und Stressreaktionen (74), wird die „Bedrohung des inneren Gleichgewichts“ (75) als Konzept zur Begründung von Belastungssituationen vorgestellt. Ausgehend von allgemeinen bio-physiologischen Zusammenhängen, die den Körper im gesunden Zustand in einer gewissen Homöostase halten, werden Faktoren der Reizüberflutung (Überbelastung) und Anpassungsstörung ins Spiel gebracht, die zu Erschöpfungsphasen und weiteren, teils schwerwiegenden körperlichen und psychischen Symptomen führen können. Entlastungs- und Erholungsmöglichkeiten werden demzufolge als wesentlicher Schritt für eine erfolgreiche Prävention und ggf. auch Behandlung der beschriebenen Belastungsformen aufgeführt.

„Stand und Perspektiven der Forschung zur Lage pflegender Angehöriger“ (130) fungieren in dieser Weise als Begründungskontext zur Ausbuchstabierung „Psychoziale[r] Verfahren zur Unterstüt-

zung von Angehörigen“ (159). Diese beziehen sich auf die Kategorien der psychologischen Unterstützung, der Information und Informationsweitergabe, der „Hilfestellung bei der persönlichen und medizinischen Pflege des Patienten“ (168) sowie der „Erhöhung positiver Emotionen als Puffer gegen Belastung“ (169).

In der Form eines Epilogs werden schließlich in sechs Kurzkapiteln „Desiderata“ kursorisch andiskutiert und Elemente für einen Ausblick zusammengefasst: Angehörigenpflege müsse stärker mit Bemühungen des bürgerschaftlichen Engagements zusammengebracht werden. Ähnlich dem Elterngeld wird die Einführung eines Pflegegeldes als Transferleistung des Staates gefordert. Die Interessen von Angehörigen und betroffenen Krebskranken müssten gleichberechtigt als „unit of care“ einbezogen werden. Psychosomatische Liaisondienste gelte es, als „Teil der Klinikroutine“ zu implementieren. So werden niedrigschwellige Angebote zur stundenweisen Angehörigenentlastung vorgeschlagen, und schließlich wird für die von den Krankenkassen noch stärker umzusetzende, spezialisierte ambulante Palliativversorgung argumentiert.

Das letzte Drittel des Buches wird durch einen ausführlichen Anlagenapparat strukturiert, der detailreich Gesprächsleitfäden (243), Intervieweinschätzungen (249) und das Fragebogeninventar der sich in den deskriptiven ersten Teil des Buches integrierenden „Dresdener Home-Care Palliativstudie“ dokumentiert. Diese gibt Auskunft über Entscheidungs-Bedingungen, ob und wie Angehörige von an Krebs erkrankten Menschen die Pflege zu Hause oder in der Klinik organisieren können.

Die belastungsdiagnostisch motivierte Arbeit von Gérard Tchitchekian gibt grundsätzlich eine gute Einführung und einen breiten Überblick über psychologische und sozialmedizinische Befunde zur Belastungsthematik pflegender Angehöriger. Darin liegt aber zugleich auch ein Mangel an multiplen Perspektiven begründet. Durch die Zentrierung auf belastungsdiagnostische Diskurse werden gesellschaftliche Bedingungen und wohlfahrtsstaatliche Entwicklungen ausgeblendet. Somit wird Belastung zum Gegenstand von Fähigkeiten, Ressourcen und Bemühungen des Individuums. Die Bedeutung der sozialinfrastrukturellen Voraussetzungen für eine nutzer\_innenzentrierte Versorgung werden lediglich auf eineinhalb Seiten andeutungsweise erwähnt und demzufolge unzureichend berücksichtigt, was den Diskursrahmen der Untersuchung schmälert. Denn: Gerade im Bereich der hospizlich-palliativen Forschungsarbeit ist umfassend

herausgearbeitet worden, dass die Arbeit an den Unterstützungskonzepten nicht ohne Gesellschaftskritik auskommen kann. Auf diese Weise könnte dann ein 'Belastungsempfinden' in den Deutungsrahmen sozialer Krisen eingebettet werden, um Phänomene der Rationalisierung, Institutionalisierung und auch Medikalisierung im Gesundheitswesen kritisch-reflexiv zum Gegenstand von Auseinandersetzungen zu machen. Eine solche Perspektive scheint zwingend erforderlich, um die auch von Tchitchekian geforderte Partizipation von Angehörigen und kranken Menschen gleichermaßen sozialpolitisch angemessen umsetzen zu können.

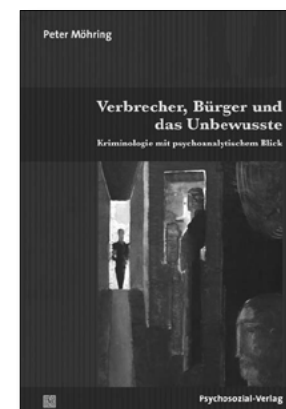
*Christian Schütte-Bäumner*  
Hochschule RheinMain  
Kurt-Schumacher-Ring 18  
65197 Wiesbaden  
E-Mail: [Christian-Schuette-Baeumner@hs.rm.de](mailto:Christian-Schuette-Baeumner@hs.rm.de)

Peter Möhring

Christiane Schrader,  
Ingrid Moeslein-Teising (Hg.)

**Verbrecher, Bürger  
und das Unbewusste**  
Kriminologie mit  
psychoanalytischem Blick

**Keine friedfertige Frau**  
Margarete Mitscherlich-  
Nielsen, die Psychoanalyse  
und der Feminismus



209 Seiten · Broschur · € 22,90  
ISBN 978-3-8379-2356-8



167 Seiten · Broschur · € 19,90  
ISBN 978-3-8379-2427-5

Um eine reflektierte gesellschaftliche Haltung gegenüber Straftaten zu ermöglichen, werden im vorliegenden Buch Wege in die Delinquenz – von der sozialen Abweichung, die jedem zu eigen ist, bis zur verurteilten Tat, die Täter und Täterinnen stigmatisiert – anhand kontrastierender Beispiele verstehbar gemacht. Dazu legt der Autor ein interdisziplinäres prozesshaftes Modell zur Entstehung von Kriminalität vor.

Margarete Mitscherlich-Nielsen bezeichnete sich selbst als Feministin und machte sich um die Weiterentwicklung der psychoanalytischen Theorie der Weiblichkeit verdient. In Kulturdebatten und in der Psychoanalyse engagierte sie sich leidenschaftlich und bewahrte sich bis zu ihrem Lebensende eine imponierende intellektuelle Wachheit. Die AutorInnen verdeutlichen die bleibende Aktualität vieler ihrer Thesen.

## Zur Bedeutung des Politischen in der Sozialen Arbeit



*Über Birgit Bütow, Karl August Chassé & Werner Lindner (Hrsg.) (2014): Das Politische im Sozialen. Historische Linien und aktuelle Herausforderungen der Sozialen Arbeit. Opladen: Barbara Budrich. ISBN 978-3-8474-0030-1.*

Kritische Soziale Arbeit stellt die Frage nach dem Politischen. Mit der Zunahme sozialer Ungleichheit im Kontext eines sozialstaatlich eingebetteten Kapitalismus wird deutlich, dass soziale Probleme durch Soziale Arbeit allein nicht gelöst werden können. Vielmehr läuft Soziale Arbeit sogar Gefahr, soziale Ungleichheit zu reproduzieren. Was bedeutet es, eine Re Politisierung der Sozialen Arbeit zu fordern? Wird Soziale Arbeit im Sinne Benjamins zu einer rechtsetzenden Gewalt? Oder wird dieser rechtsetzende Charakter, wie bei Benjamin, als Problem dargestellt und der Kampf um die Beherrschung des Schicksals, in die hegemonialen Verhältnisse eingebunden zu sein, kritisiert, um die Unbeherrschbarkeit des eigenen Schicksals anzuerkennen? Der Sammelband gibt darauf vielfältige Antworten.

Im Einleitungsartikel wird dargelegt, wie Soziale Arbeit die neoliberale Orientierung durch die Umstellung von einer auf soziale Rechte orientierten zu einer aktivierenden Sozialen Arbeit selbst mit trägt und in diese eingebunden ist. Der Band will das Politische im Sozialen in historischer und aktueller Perspektive rekonstruieren, so dass historische Konflikte und Erfahrungen ins Gedächtnis gerufen wer-

den, um die Kontingenz ihrer (hegemonialen) Gewordenheit aufzuzeigen und dadurch Spielräume zu gewinnen. In diesem Sinne gliedert sich auch das Buch in drei Abschnitte, einem historiografischen, einem mit Gegenwartsanalysen und einem, der reflexive politische Strategien der Sozialen Arbeit aufzeigt.

In „Drei historische Linien zur Thematisierung des Politischen in der Sozialen Arbeit“ stellt Lothar Böhnisch die Diskussionen um die Integrationsfrage, die gesellschaftliche Wertigkeit von Reproduktionsarbeit und das Verhältnis der Sozialarbeit zu den sozialen Bewegungen als drei historische Anknüpfungspunkte zur politischen Gestaltung der Sozialen Arbeit dar. Böhnisch zeigt, wie das Politische erst im Rückblick durch reflexive Rückbesinnung erkannt werden kann.

C. Wolfgang Müller rekonstruiert in „Das Soziale als ein Politisches“ anhand seiner biographischen Erfahrungen, in welcher Weise das Politische im Sozialen in der Zeit von 1965–1980 in Berlin thematisiert wurde und welche Formen des gesellschaftskritischen und (hochschulischen) Engagements entwickelt wurden. Um das Soziale als politisch zu begreifen, müsse ein profundes Wissen über die ökonomischen Zusammenhänge der heutigen Krise entwickelt und das Politische als ein integraler Bestandteil der Sozialen Arbeit thematisiert werden. Ausgehend von der Betroffenheit seien Bündnispartner zur Kritik und Neugestaltung des Sozialen zu suchen. Damit wird das Problem im Außen identifiziert.

Timm Kunstreich zeigt in „Ohne Mandat – aber politisch produktiv“ auf, wie sich aus hegemoniekritischer Perspektive die Fluchtpunkte einer kritischen Sozia-

len Arbeit verschieben und sich so eine Re-Politisierung vollzieht. Ausgangspunkt sei eine Selbstkritik der Sozialen Arbeit. Kunstreich zeigt auf, wie Soziale Arbeit sich der Entstehung vielfacher sozialer Probleme in der Industrialisierung verdankt, zu dessen Lösung Soziale Arbeit beauftragt wurde. Damit geht für ihn eine Infragestellung der Grundkoordinaten der Sozialen Arbeit einher, sich nicht auf Hilfe, sondern auf soziale Gerechtigkeit zu beziehen. Entsprechend bedarf es „eigner, d.h. nicht über Adressaten vermittelter Gründe“, sich mit gesellschaftlichen Verhältnissen kritisch-transformativ auseinanderzusetzen. Am Beispiel des Diskurses zur geschlossenen Unterbringung beschreibt er, wie „Soziale Arbeit als Kampfarena“ (57) fungiert, und zwar einmal in den 80er Jahren als erfolgreiche Kritik an dieser Form der Unterbringung und wie sich die Machtverhältnisse in den 90er Jahren verschrieben, so dass sich geschlossene Unterbringung wieder durchsetzen konnte.

Susanne Maurer fragt in „Das Private ist politisch!“, wie „frauenbewegte Akteurinnen in den 1970er Jahren Sozialarbeit und Sozialpolitik reflektiert haben. Ausgehend von der Idee des ‘Gedächtnisses der Kämpfe’ und dem ‘Denken des Transformativen’ geht es ihr um selbstreflexive Analyse und Gestaltung feministischer Sozialer Arbeit. Am Beispiel feministischer Mädchenarbeit, politischer Gemeinwesenarbeit und der Frauenhausarbeit zeigt sie u.a. Probleme von Projektionen emanzipativer Ansprüche auf Adressaten auf sowie Probleme der geschlechtlichen Festsetzung. Das Ins-Gedächtnis-Rufen solcher Erfahrungen ermögliche, ein reflexives Verhältnis zu sich selbst zu entwickeln und aus diesen Konflikten zu lernen, indem Widerstände

als Ausgangspunkt genommen werden, um sich zu den Themen theoretisch und praktisch ins Verhältnis zu setzen.

Den zweiten Abschnitt „Das Soziale in der Gegenwart und Herausforderungen an seine Gestaltung“ eröffnet Karl August Chassé mit seinem Beitrag „Re-Politisierung der Sozialen Arbeit?“. Beispiel ist hier die Jugendhilfe. Auch Chassé beobachtet widersprüchliche gesellschaftliche Entwicklungen seit den 90er Jahren. Damit sind einerseits die mit dem Inkrafttreten des KJHG einhergehenden umfangreicheren Sozialrechte im Hinblick auf Erziehung gemeint, andererseits aber auch neoliberale gesellschaftliche Entwicklungen in Form Neuer Steuerung, welche diese Möglichkeiten aushöhlen. Mit dem Bedeutungszuwachs von Prävention und Risikomanagement und der damit einhergehenden Individualisierung und Kriminalisierung von Armut werden lebensweltorientierte Ansätze Sozialer Arbeit ausgehöhlt. An diese gelte es, bei einer Politisierung Sozialer Arbeit wieder anzuknüpfen und gesamtgesellschaftliche Entwicklungen in ihrer Widersprüchlichkeit und ihren Auswirkungen in den Blick zu nehmen.

Mechthild Seite zeigt in „Zur Begründung einer Re-Politisierung Sozialer Arbeit“ die widersprüchliche Eingebundenheit der Sozialen Arbeit in kapitalistische gesellschaftliche Verhältnisse auf. Anhand von zwei Beispielen zeigt sie auf, in welcher Weise durch Soziale Arbeit Handlungsspielräume für Adressaten eröffnet bzw. verschlossen wurden. Ihr Ziel ist die Entwicklung neuer politischer Widerstandsformen im Kampf für Professionalisierung ermöglichende Bedingungen in der Sozialen Arbeit und

Einmischung in die öffentliche Meinungsbildung, um soziale Rechte für Benachteiligte zu ermöglichen.

Maren Schreier stellt in „Gespaltene Gesellschaft? Stadtteilentwicklung, Gemeinwesenarbeit und Politik“ dar, wie Stadtteilentwicklung den Zwängen aktivierender Sozialpolitik unterworfen ist. Anstatt soziale Ausgrenzungsprozesse zu thematisieren, werden soziale Ungleichheiten lokal verortet, um durch Quartiersmanagement besondere Interventionsbedarfe und vor allem aktivierende Maßnahmen zu begründen. Zugleich werden die, in den so markierten Stadtteilen Wohnenden als mögliche Problemfälle stigmatisiert. Mit der Zuschreibung von Eigenverantwortlichkeit werden solidarische Aktionsformen und strukturelle Verbesserungen der sozialen Lebenslagen erschwert. Dagegen gelte es, an konfliktorientierten Ansätzen von Gemeinwesenarbeit anzuknüpfen, die Teilhabechancen von Menschen durch eine kritische Analyse von Macht- und Herrschaftsverhältnissen fokussieren und damit zur Handlungsermächtigung benachteiligter Menschen beitragen.

Hans Thiersch aktualisiert in „Zur Bedeutung des Konzepts der lebensweltorientierten Sozialen Arbeit in der Krise“ dieses Konzept im Hinblick auf Gesellschaftsanalyse und Ermöglichung von sozialer Gerechtigkeit. Dazu müsse den Adressat\_innen Optionen zur Teilhabe eingeräumt und gesellschaftliche Widersprüche im Alltag aufgedeckt werden. Ethnografische und biografische Ansätze leisteten dies, indem sie die Lebensverhältnisse der Menschen insgesamt und nicht nur sozialkulturelle Dimensionen in den Blick nehmen. Als besondere Heraus-

forderung gelte es, die neuen Formen der Vernetzung in den Blick zu nehmen, welche unter dem Begriff der Prävention die lebensweltorientierten Ansätze Sozialer Arbeit infrage stellen.

Dass der Diskurs über Soziale Arbeit im Hinblick auf Ostdeutschland spezifiziert werden muss, wird in dem Beitrag von Birgit Bütow in „Soziale Arbeit in Ostdeutschland – Potenziale der Gestaltung des Sozialen“ deutlich. Im historischen Rückblick zeigt Bütow, wie in der DDR die „bürgerliche“ Wohlfahrtspflege marginalisiert wurde und stattdessen zentralistisch ausgerichtet und aufs Kollektiv bezogene Trägerorganisationen entstanden, die eine Kontrollfunktion übernahmen. Nicht nur Abweichung, sondern Individualität erschien durch die Ausrichtung auf die Gleichheit aller Menschen als fragwürdig. Dadurch bekam gerade der private und halböffentliche Raum eine besondere Rolle für die Formulierung von Kritik, welche sich dann auch in den sozialen Bewegungen wie u.a. der Friedensbewegung niederschlug. Aber auch Formen der selbstorganisierten Hilfen entwickelten sich, insbesondere in den 80er Jahren in der DDR trotz staatlicher Repressionen. In den 90er Jahren wurden die in der Bundesrepublik entwickelten politischen und sozialen Institutionalisierungen als „Blaupause“ auf die DDR übertragen. Wohlfahrtsverbände bildeten Bündnisse mit bereits existierenden oder nach der Wende durch zivilgesellschaftliches Engagement entstehenden Projekten. Dadurch entstand eine große Pluralität von Trägern und Angeboten. Trotzdem hatten die Wohlfahrtsverbände aufgrund des historisch bedingten geringeren zivilgesellschaftlichen Rück-

halts weniger Einfluss auf sozialpolitische Entscheidungen. Deshalb griffen in Ostdeutschland marktwirtschaftliche Desintegration in Ostdeutschland wird darüber hinaus häufig kulturalisiert, anstatt die gesamtgesellschaftlichen Rahmungen zu thematisieren. Die Aufklärung über diese gesellschaftlichen „Verdeckungszusammenhänge“ sei genauso zentral für die Revitalisierung des Politischen im Sozialen wie ein Selbstverständnis der Sozialen Arbeit als Mitgestalterin des Sozialen in den skizzierten Spannungsverhältnissen.

Den dritten Teil zu den reflexiven politischen Strategien in der Sozialen Arbeit leitet Werner Lindner mit seinem Beitrag: „Repolitisierung der Sozialen Arbeit – pragmatische Zugänge und Suchstrategien in Politikgestaltung, Politikberatung und Lobbyarbeit“ ein. Lindner beschreibt am Beispiel politischer Lobbyarbeit im Jugendhilfeausschuss das praktische Geschäft der politischen Einflussnahme. Ohne kritische Kontrolle durch die Praxis liefen die kritisch-theoretisch konzeptuellen Anrufungen ins Leere. Hier aber bestehe ein großes Forschungs- und Lehrdefizit. Dabei sei aber Politikberatung und Lobbyarbeit gesellschaftswissenschaftlich und erziehungswissenschaftlich zu fundieren und politikwissenschaftliche Wissensbestände für die Soziale Arbeit zu transformieren.

Tobias Studer zeigt in „Öffentlichkeit als Ort des Gemeinsamen: Politisierung des Öffentlichen durch die Sozialpädagogik“ auf, dass das Konzept der Öffentlichkeit als eine Sozialform verstanden werden kann, der das Politische inhärent sei. Dabei stehe Öffentlichkeit im Spannungsverhältnis zu Privatheit. Aufgabe Sozialer Arbeit sei es, zwischen diesen Sphären

zu vermitteln, was Studer im Kontext der Sozialen Arbeit mit (Pflege-)Familien verdeutlicht. Die Gestaltungsmöglichkeit von transformativen Bündnissen sei aber nur bedingt mit Sozialpädagogik als Profession vereinbar.

In „Kritische Sozialarbeit? Kritische Sozialarbeit!“ hinterfragt Michael Winkler den Hype Kritischer Sozialer Arbeit und formuliert die provokante These, dass gegenwärtig Kritik zur Norm werde und so ihre dialektische Grundlage verloren ginge. Kritik sei im Grunde Proprium jeder Wissenschaft. Kritik müsse vor allem offen bleiben für Selbstkritik, vor allem dann, wenn das Politische in Politik umschlägt. Dem Kapitalismus gelinge es, die Kritik zu integrieren. Der Fokus der Kritik müsse sich auf die Form der Vergesellschaftung des Subjekts beziehen, da dieses bei zunehmender Freisetzung zugleich an Erwartungen überlastet wird, gesellschaftliche Probleme selbst lösen zu können bzw. zu müssen.

Insgesamt macht der Band eine hohe Bandbreite und Bezugsmöglichkeiten des Themas 'Re-Politisierung der Sozialen Arbeit' deutlich. Gemeinsam ist allen Beiträgen die Kritik an der neoliberalen Gesellschaft, aber schon in der Form der Selbstkritik unterscheiden sich die Autor\_innen. Geht es um eine an Sozialrechten orientierte Sozialpolitik als Grundlage für professionelles Handeln in der Sozialen Arbeit oder um strukturell bessere Voraussetzungen für professionelles Handeln, oder geht es um einen radikal transformativen Ansatz, der auf Interessenbündnisse zu Gestaltung des Sozialen setzt, oder geht es schließlich um die Freiheit und Handlungsermächtigung des Subjekts? Das Buch liefert Begründungsformen für diese

unterschiedlichen, zum Teil sich ausschließenden, zum Teil aber auch sich überschneidenden Perspektiven. Damit gibt das Buch eine gute Orientierungsmöglichkeit für Leser\_innen, die einen Überblick der Ansätze und Themenstellungen suchen. Zugleich fällt aber auf, dass nur wenige empirische Analysen über das Politische im Sozialen existieren. Empirie, so wird hier auch deutlich, scheint bisher vor

allem in historischen und biographischen Narrationen vorzuliegen. So verwundert es nicht, dass hier vor allem normative gesellschaftskritische legitimierte Begründungsmuster im Fokus stehen.

*Bettina Hünersdorf*  
*Jahnstraße 13*  
*10967 Berlin*  
*E-Mail: huenersdorf@ash-berlin.eu*

Timm Kunstreich

### Anregungen zur Operationalisierung:

Vorschlag für ein empirisches Rahmenkonzept zur Auswertung des „Aufrufs“ „Dressur zur Mündigkeit?“ des AKS Hamburg vom 14.07.2014



#### Vorüberlegung

Eberhard Mannschatz schließt seine Überlegungen mit dem (in den Grundzügen schon in der DDR entwickelten) Konzept der „gemeinsamen Aufgabenbewältigung“ – einem Konzept, das die strukturelle Hierarchie von Erzieher und Zögling in einem projektartigen und situativen Handeln „aufhebt“. Ähnliche produktive „Aufhebungen“ kennen wir von Buber, Korczak, Freire oder Bernfeld. Sie sind nicht primär institutionell gerahmt, was bedeutet, dass sie in unterschiedlichen organisatorischen und formellen Rahmen stattfinden können. Nimmt man ein derartiges situatives Projekt als den einen „Pol“ eines Spannungsverhältnisses, so lässt sich auf dem anderen Pol die Praxis geschlossener Unterbringung in Form „totaler Institutionen“ denken – Manfred Kappeler hat das in Heft 129 der *Widersprüche* noch einmal prägnant zusammengefasst.

Ein besonderes Kennzeichen geschlossener Unterbringung ist die Identität von räumlicher und sozialer Ausschließung. Versucht man, das Spannungsverhältnis zwischen den beiden Polen differenzierter zu betrachten, so fällt auf, dass räumliche und soziale Ausschließung *auseinander* treten können. Beispielhaft sei das an dem, wenn nicht in allen, dann doch in den meisten Heimen praktizierten „Stufenvollzug“ illustriert. In der Eingangsphase (A-Gruppe; Diagnostik;... die Bezeichnungen sind verschieden) sind häufig (nicht immer) räumliche und soziale Ausschließung identisch, in den B-Gruppen/-Phasen gibt es Lockerungen, vor allem was die räumliche Einschließung angeht. In der dritten Phase gibt es eine relativ hohe Bewegungsfreiheit – die Qualität des Auseinandertretens von räumlicher und sozialer Einschließung lässt sich symbolisch an der Frage der „Schlüsselgewalt“ ablesen: Wer darf welchen Raum betreten?



Überall dort – so lässt sich schlussfolgern –, wo konsensual Zeiten und Orte und was dort geschehen soll, als „gemeinsame Aufgabenbewältigung“ geplant und realisiert werden, kommt es zu Erfahrungen von Ko-Operationen im Sinne von Klaus Türk, der damit die Praxen von Assoziationen meint, die sich jenseits herrschaftlicher Organisation bilden.

In und zwischen den beiden Polen bilden sich vielfältige Relationsmuster. An ihnen können exemplarisch unterschiedliche Formen von Heimerziehung und -erfahrung rekonstruiert werden. Dabei lässt sich historisch rückblickend folgende Hypothese aufstellen:

Überall dort, wo es relativ große Einrichtungen mit „Stufenvollzug“ gab, die zugleich räumlich (Stadtrand/grüne Wiese) und sozial („Fürsorgeheime“; „Jugendwerkhöfe“) stigmatisiert waren, dominierten Interaktionen und Verkehrsformen der „totalen Institution“. Überall dort, wo es überschaubare und veränderbare Lebenszusammenhänge gab und wo die Einrichtung räumlich und sozial in benachbarte Systeme eingebettet war, tendierten die Situationen zu „gemeinsamen Aufgabenbewältigung“.

Die Stimmigkeit dieser Hypothese ließe sich sowohl an den Veränderungsprozessen im Westen (siehe meine empirischen Collage der Heimreform in Hamburg: Grundkurs, Bd. II) als auch an den wie in einem sozialen Laborexperiment während der Wende vollzogenen Veränderungen in den Heimen in Ostdeutschland plausibel überprüfen (was leider nur kaum getan wurde). Glückstadt und Torgau waren zwar Endpunkte der Heim-Disziplinierung, waren damit Bedrohung und Erniedrigung zugleich, fordern allerdings zugleich heraus, auch die Heimsituationen zu untersuchen, die am Pol der „gemeinsamen Aufgabenbewältigung“ standen und stehen.

Auf Basis dieser Folie lassen sich die heute sogenannten Grauzonen der geschlossenen Unterbringung erhellen: Die vielfältigen Formen der „gestuften“ sozialen Ausschließung dürften heute noch immer dominieren, zum Teil unter dem Vorwand von „Kinderschutz“ sogar noch ansteigen.

### Operationalisierung der Räume zwischen den beiden Polen

Um die Räume zwischen den beiden Polen „totale Institution“ und „gemeinsame Aufgabenbewältigung“ genauer zu bestimmen, soll auf das Konzept der Relationsmuster zurückgegriffen werden, wie es Marcus Hußmann (2011) entwickelt hat und wie ich es in der Sozialraum-Analyse zweier Stadtteile (2012) erweitert habe. Sechs derartige Relationsmuster sollen das zunehmende Auseinandertreten von räumlicher Einschließung und sozialer Ausgrenzung in einer

Weise markieren, dass Texte der Selbstdarstellung von Trägern der Hilfen zur Erziehung nach Merkmalen und Indikatoren inaltanalytisch zugeordnet werden können.

Die sich von Relationsmuster (3) bis (1) steigende räumliche Einschließung und soziale Ausgrenzung lassen sich mit Hans Falck auch als „negatives Membership“ charakterisieren; mit ihnen wird in defensiven Lernhandlungen (Klaus Holzkamp) versucht, die jeweils belastende Situation einigermaßen zu bewältigen.

Entsprechend sind die drei Relationsmuster (4) bis (6), die zu einer gemeinsamen Aufgabenbewältigung führen können, nur in einer sozialräumlichen Offenheit möglich. Sie lassen sich als „positives Membership“ und als Raum für expansive Lernhandlungen verstehen.

### Relationsmuster der gestuften Ausschließung

„totale Institution“: Räumliche Einschließung und soziale Ausgrenzung	physische Orte	sozialer Raum	Text-Beispiele
Serielle Selbstbezogenheit der Institution	„Zelle“; kein Bewegungsraum	Objekt; keine Kontakte	„time-out“-Räume, Token-Systeme, „Begrenzungen“
Fortgeschrittene Schließung	Kontrollierte Räume	Objekt; lizenzierte Kontakte	Einhalten von Regeln/Grenzen
Institutionelle Verbindlichkeit	Absprachen über Raumnutzung	Absprachen über Regeln	Schulbesuch; aus- gewählte Kontakte
Lebensweltliche Verlässlichkeit	Funktionale Raumnutzung	Alltagsweltliche Vertrautheit	Mittagessen, Sport, Hausaufgaben
Bestätigende Öffnung	Besuchen neuer Orte	Subjekt; selbst- best. Kontakte	Fördern persönl. Interessen
Gemeinsames Projekt	Suchen neuer Orte	Subjekt; Vertrauen	Gemeinsame Aktivitäten
„gemeinsame Aufgaben- bewältigung“: sozial- räumliche Offenheit			

Timm Kunstreich, Bahnhofstraße 21-25, 21614 Buxtehude  
E-Mail: TimmKunstreich@aol.com

## Kritische Soziale Arbeit: Eingriffe und Positionen

Liebe Kolleginnen, Liebe Kollegen,

die Zeitschrift *Widersprüche* will ab Heft 133 den Arbeitskreisen Kritische Soziale Arbeit und vergleichbaren Initiativen den Raum und die Möglichkeit bieten, über ihre Positionen, Vorhaben, Publikationen, Kampagnen und andere wichtige Ereignisse zu berichten.

Kurze Texte, knappe Dokumentationen und Ähnliches können wir direkt in diese Rubrik aufnehmen. Längere Texte können mit einem kurzen Aufriss sowie einem entsprechenden Link vorgestellt werden, so dass Leserinnen einen leichten Zugang zum kompletten Dokument haben. Terminankündigungen sind dabei in einer Vierteljahrszeitschrift nur dann sinnvoll, wenn auf Ereignisse hingewiesen wird, die einen entsprechenden Vorlauf haben.

Koordiniert wird diese Rubrik von Timm Kunstreich, mit dem auch weitere Details besprochen werden können. Die Kontaktadresse zum Senden der Beiträge lautet: [TimmKunstreich@aol.com](mailto:TimmKunstreich@aol.com)

Die Beiträge werden zu den folgenden Redaktionsschlüssen für die nächsten Hefte entgegengenommen:

Heft 135: 10.01.2015

Heft 136: 10.04.2015

Heft 137: 10.07.2015

*Die Redaktion*

## Jahresinhaltsverzeichnis Widersprüche, 34. Jahrgang 2014

### 131: Wem hilft die Kinder- und Jugendhilfe? II

*Manfred Kappeler*

„Ich konnte nicht länger schweigen – aber wer wird mir glauben?“ Über die Traumatisierungen ehemaliger Heimkinder..... 9

*Hans Thiersch*

Schwarze Pädagogik in der Heimerziehung..... 23

*Annelen Schünemann-Kroner*

Heimkinder sollen ihre Vergangenheit vergessen..... 33

*Johannes Richter*

Aus Fehlern lernen? Jugendhilfegeschichte jenseits der Historisierung..... 39

*Marcus Hußmann*

Die ganze Jugend verschenkt. Erlebnisse von Jugendlichen mit teilgeschlossenen und geschlossenen Unterbringungen..... 55

*Dorothee Bittscheidt & Timm Kunstreich*

„Menschen statt Mauern“. Die Abschaffung der geschlossenen Unterbringung und deren Konsequenzen für eine sozialräumliche Strategie in der Sozialen Arbeit am Beispiel Hamburgs. Ein Gespräch..... 69

*Ingo Skoneczny*

Das „ungeliebte Kind“ – Die Fondslösung für die ehemaligen Heimkinder..... 85

*Manfred Kappeler & C.W. Müller*

Wir wollten und wollen nicht die auftrumpfenden Sieger sein. Die schwierige Kommunikation zwischen SozialpädagogInnen der DDR und der Bundesrepublik in den ersten Jahren nach dem Fall der Mauer..... 97

*Tilman Lutz*

Widerspruch und Ordnung. Auszug aus Band 2 der aktuellen Leitbegriffe der Sozialen Arbeit von Josef Bakic, Marc Diebäcker und Elisabeth Hammer (Hg.)..... 111

### 132: Soziale Arbeit: kritisch – reflexiv – radikal. Praxis der Kritik

*Helga Cremer-Schäfer, Fabian Kessl, Michael May & Albert Scherr*

Über den Sinn der Streitbarkeit in Fragen von Kritik und Reflexivität. Eine virtuelle Diskussion..... 11

*Sue White & David Wastell*

Ungewisse Evidenz und lebendige Sprache: Reflexive Professionelle als „Trickster“..... 51

*Christine Resch*

Reflexivität als Denkmodell und Perspektive in den Sozialwissenschaften..... 75

*Helga Cremer-Schäfer*

Zur Aktualität des Abolitionismus als Denkweise mit Möglichkeitssinn..... 91

*Uwe Hirschfeld*

Über die Schwierigkeiten, Kritik zu lehren und zu lernen..... 101

*Birgit Meyer & Ulrike Zöller*

Die Stimme der Betroffenen. Ehemalige Heimkinder in Baden-Württemberg..... 111

*Andreas Pfeuffer*

Die Ökonomien des medizinischen Kodierens. Kodierfachkräfte im Spannungsfeld zwischen medizinisch-pflegerischen und betriebswirtschaftlichen Ansprüchen – Teil 1 ..... 123

### Rezensionen

*Jürgen Blandow*

„Kinder, vergeßt die Fürsorgezöglinge nicht.“

Über: Dietlinde Gipsler/Heiner Zillmer: Der Fürsorge entkommen, der Forschung nicht. Das Lieselotte-Pongratz-Projekt „Lebensbewährung nach öffentlicher Erziehung“ – Hamburger Kinder nach Krieg und HeimBlicke auf 55 Jahre Forschung ..... 143

*Wolfgang Völker*

Geschichte und Selbstreflexion.

Über: Harald Rein (Hg): 1982–2012 Dreißig Jahre Erwerbslosenprotest. Dokumentation, Analysen und Perspektive ..... 147

### 133: Inklusion – Versprechungen vom Ende der Ausgrenzung

*Norbert Wohlfahrt*

Vom „Klassenkompromiss“ zur klassenlosen Staatsbürgergesellschaft? Zu einigen Widersprüchen einer „inklusive“ Sozialpolitik ..... 11

*Michael Winkler*

Kritik der Inklusion – oder: Über die Unvermeidlichkeit von Dialektik in der Pädagogik. Ein Essay ..... 25

*Kerstin Rathgeb*

Gedankenschnipsel kritischer Perspektiven zum Thema Inklusion ..... 41

*Bill Hughes*

Invalidierung: Eine Theoretisierung der Ausschließung von Behinderung ..... 51

*Simone Danz*

Anerkennung von Verletzlichkeit und Angewiesen-Sein ..... 61

*Friedemann Affolderbach*

Zur Frage von Bildung und „geistiger Behinderung“ – Die Praxisreflexion eines medienpädagogischen Projektes mit theoriegestützten Impulsen ..... 75

*Sabine Jentsch*

Politische Emanzipation und demokratische Inklusion ..... 93

*Dierk Starnitzke*

Inklusion und Disability Studies aus der Perspektive einer Traditionseinrichtung ..... 105

*Andreas Pfeuffer*

Die Ökonomien des medizinischen Kodierens. Kodierfachkräfte im Spannungsfeld zwischen medizinisch-pflegerischen und betriebswirtschaftlichen Ansprüchen – Teil 2 ..... 117

### Rezensionen

*Sebastian Friedrich*

Ungleichheiten im Wandel

Über: Magdalena Freudenschuss: Prekär ist wer? Der Prekarisierungsdiskurs als Arena sozialer Kämpfe. Münster 2013: Westfälisches Dampfboot ..... 129

### Kritische Soziale Arbeit: Eingriffe und Positionen

*AKS Hamburg/ Bundesweite Kampagne*

Dressur zur Mündigkeit? Für die Verwirklichung der UN Kinderrechts-Konvention statt Überwachen und Erniedrigen in den Grauzonen der Hilfen zur Erziehung! ..... 137

### 134: Arbeit am Leben – Care-Bewegung und Care-Politiken

*Michael May*

Auf dem Weg zu einem dialektisch-materialistischen Care-Begriff ..... 11

*Kathrin Schrader*

Warum Care Revolution? ..... 53

*Gabriele Winker*

Rede auf der Aktionskonferenz Care Revolution unter der Thematik: Soziale Reproduktion in der Krise – Care Revolution als Perspektive ..... 63

*Care\*Ak Frankfurt*

Care is the love? Einige Überlegungen zu Stärken und Fallstricken der aktuellen Debatte um Care-Arbeit ..... 75

*AKS Hamburg*

Care-Konferenz 2014 – Wo ist die Revolution? ..... 87

*Dagmar Paternoga*

Care Revolution – ein kommender wichtiger Akteur? Ein Kommentar ..... 93

*Ina Praetorius*

Care und Grundeinkommen. Oder: Postpatriarchal gedacht macht das bedingungslose Grundeinkommen Sinn ..... 99

*Ronald Blaschke*

Grundeinkommen und Care-Arbeit ..... 113

### Rezensionen

*Christian Schütte-Bäumner*

Pflegende Angehörige schwerkranker Menschen im 'psychodiagnostischen Fokus' Über: Gérard Tchitchejian: Den letzten Weg gemeinsam gehen. Angehörige in Pflege und Begleitung schwerkranker Menschen ..... 129

*Bettina Hünersdorf*

Zur Bedeutung des Politischen in der Sozialen Arbeit Über: Birgit Bütow, Karl August Chassé & Werner Lindner (Hrsg.): Das Politische im Sozialen. Historische Linien und aktuelle Herausforderungen der Sozialen Arbeit ..... 135

### Kritische Soziale Arbeit: Eingriffe und Positionen

*Timm Kunstreich*

Anregungen zur Operationalisierung: Vorschlag für ein empirisches Rahmenkonzept zur Auswertung des „Aufrufs“ „Dressur zur Mündigkeit?“ des AKS Hamburg vom 14.07.2014. . 141

## Alphabetisches Verzeichnis der AutorInnen

<i>Friedemann Affolderbach</i> Zur Frage von Bildung und „geistiger Behinderung“ – Die Praxisreflexion eines medienpädagogischen Projektes mit theoriegestützten Impulsen.....	133-75
<i>AKS Hamburg</i> Care-Konferenz 2014 – Wo ist die Revolution? .....	134-87
<i>AKS Hamburg / Bundesweite Kampagne</i> Dressur zur Mündigkeit? Für die Verwirklichung der UN Kinderrechts-Konvention statt Überwachen und Erniedrigen in den Grauzonen der Hilfen zur Erziehung! .....	133-137
<i>Dorothee Bittscheidt &amp; Timm Kunstreich</i> „Menschen statt Mauern“. Die Abschaffung der geschlossenen Unterbringung und deren Konsequenzen für eine sozialräumliche Strategie in der Sozialen Arbeit am Beispiel Hamburgs. Ein Gespräch .....	131-69
<i>Ronald Blaschke</i> Grundeinkommen und Care-Arbeit .....	134-113
<i>Care*Ak Frankfurt</i> Care is the love? Einige Überlegungen zu Stärken und Fallstricken der aktuellen Debatte um Care-Arbeit .....	134-75
<i>Helga Cremer-Schäfer</i> Zur Aktualität des Abolitionismus als Denkweise mit Möglichkeitssinn .....	132-91
<i>Helga Cremer-Schäfer, Fabian Kessl, Michael May &amp; Albert Scherr</i> Über den Sinn der Streitbarkeit in Fragen von Kritik und Reflexivität. Eine virtuelle Diskussion.....	132-11
<i>Simone Danz</i> Anerkennung von Verletzlichkeit und Angewiesen-Sein. ....	133-61
<i>Uwe Hirschfeld</i> Über die Schwierigkeiten, Kritik zu lehren und zu lernen.....	132-101
<i>Bill Hughes</i> Invalidierung: Eine Theoretisierung der Ausschließung von Behinderung .....	133-51
<i>Marcus Hußmann</i> Die ganze Jugend verschenkt. Erlebnisse von Jugendlichen mit teilgeschlossenen und geschlossenen Unterbringungen .....	131-55
<i>Sabine Jentsch</i> Politische Emanzipation und demokratische Inklusion.....	133-93
<i>Manfred Kappeler</i> „Ich konnte nicht länger schweigen – aber wer wird mir glauben?“ Über die Traumatisierungen ehemaliger Heimkinder .....	131-9
<i>Manfred Kappeler &amp; C.W. Müller</i> Wir wollten und wollen nicht die auftrumpfenden Sieger sein. Die schwierige Kommunikation zwischen SozialpädagogInnen der DDR und der Bundesrepublik in den ersten Jahren nach dem Fall der Mauer .....	131-97
<i>Timm Kunstreich</i> Anregungen zur Operationalisierung: Vorschlag für ein empirisches Rahmenkonzept zur Auswertung des „Aufrufs“ „Dressur zur Mündigkeit?“ des AKS Hamburg vom 14.07.2014.....	134-141

<i>Tilman Lutz</i> Widerspruch und Ordnung. Auszug aus Band 2 der aktuellen Leitbegriffe der Sozialen Arbeit von Josef Bakic, Marc Diebäcker und Elisabeth Hammer (Hg.) .....	131-111
<i>Michael May</i> Auf dem Weg zu einem dialektisch-materialistischen Care-Begriff .....	134-11
<i>Birgit Meyer &amp; Ulrike Zöller</i> Die Stimme der Betroffenen. Ehemalige Heimkinder in Baden-Württemberg .....	132-111
<i>Dagmar Paternoga</i> Care Revolution – ein kommender wichtiger Akteur? Ein Kommentar .....	134-93
<i>Andreas Pfeuffer</i> Die Ökonomien des medizinischen Kodierens. Kodierfachkräfte im Spannungsfeld zwischen medizinisch-pflegerischen und betriebswirtschaftlichen Ansprüchen – Teil 1 .....	132-123
Die Ökonomien des medizinischen Kodierens. Kodierfachkräfte im Spannungsfeld zwischen medizinisch-pflegerischen und betriebswirtschaftlichen Ansprüchen – Teil 2 .....	133-117
<i>Ina Praetorius</i> Care und Grundeinkommen. Oder: Postpatriarchal gedacht macht das bedingungslose Grundeinkommen Sinn.....	134-99
<i>Kerstin Rathgeb</i> Gedankenschnipsel kritischer Perspektiven zum Thema Inklusion .....	133-41
<i>Christine Resch</i> Reflexivität als Denkmodell und Perspektive in den Sozialwissenschaften .....	132-75
<i>Johannes Richter</i> Aus Fehlern lernen? Jugendhilfegeschichte jenseits der Historisierung .....	131-39
<i>Kathrin Schrader</i> Warum Care Revolution? .....	134-53
<i>Annelen Schünemann-Kroner</i> Heimkinder sollen ihre Vergangenheit vergessen.....	131-33
<i>Ingo Skoneczny</i> Das „ungeliebte Kind“ – Die Fondslösung für die ehemaligen Heimkinder.....	131-85
<i>Dierk Starnitzke</i> Inklusion und Disability Studies aus der Perspektive einer Traditionseinrichtung.....	133-105
<i>Hans Thiersch</i> Schwarze Pädagogik in der Heimerziehung.....	131-23
<i>Sue White &amp; David Wastell</i> Ungewisse Evidenz und lebendige Sprache: Reflexive Professionelle als „Trickster“ .....	132-51
<i>Gabriele Winker</i> Rede auf der <i>Aktionskonferenz Care Revolution</i> unter der Thematik: Soziale Reproduktion in der Krise – Care Revolution als Perspektive.....	134-63
<i>Michael Winkler</i> Kritik der Inklusion – oder: Über die Unvermeidlichkeit von Dialektik in der Pädagogik Ein Essay.....	133-25
<i>Norbert Wohlfahrt</i> Vom „Klassenkompromiss“ zur klassenlosen Staatsbürgergesellschaft? Zu einigen Widersprüchen einer „inkluisiven“ Sozialpolitik .....	133-11

## Alphabetisches Verzeichnis der Rezensionen

*Jürgen Blandow*

„Kinder, vergeßt die Fürsorgezöglinge nicht.“

Über: Dietlinde Gipsier/Heiner Zillmer: Der Fürsorge entkommen, der Forschung nicht  
Das Lieselotte-Pongratz-Projekt „Lebensbewährung nach öffentlicher Erziehung“ –  
Hamburger Kinder nach Krieg und HeimBlicke auf 55 Jahre Forschung .....132-143

*Sebastian Friedrich*

Ungleichheiten im Wandel

Über: Magdalena Freudenschuss: Prekär ist wer? Der Prekarisierungsdiskurs als Arena  
sozialer Kämpfe. Münster 2013: Westfälisches Dampfboot. ....133-129

*Bettina Hünersdorf*

Zur Bedeutung des Politischen in der Sozialen Arbeit

Über: Birgit Bütow, Karl August Chassé & Werner Lindner (Hrsg.): Das Politische im  
Sozialen. Historische Linien und aktuelle Herausforderungen der Sozialen Arbeit .....134-135

*Christian Schütte-Bäumner*

Pflegende Angehörige schwerkranker Menschen im 'psychodiagnostischen Fokus'

Über: Gérard Tchitchekian: Den letzten Weg gemeinsam gehen  
Angehörige in Pflege und Begleitung schwerkranker Menschen. ....134-129

*Wolfgang Völker*

Geschichte und Selbstreflexion.

Über: Harald Rein (Hrsg): 1982–2012 Dreißig Jahre Erwerbslosenprotest  
Dokumentation, Analysen und Perspektive .....132-147

# Widersprüche

Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und  
Sozialbereich

Gesellschaft als „Diskurs der Wünsche“ meint das Verfertigen  
des Sozialen im Prozess des sozialen Diskurses,  
nicht Unterwerfung unter vorgefertigte Normen  
*Niko Diemer (1952 – 1992)*

## Wir über uns

1981/82 gründeten Mitglieder der Arbeitsfelder Gesundheit, Sozialarbeit und Schule des Sozialistischen Büros die Zeitschrift Widersprüche. In dieser Zeit des grünen Aufbruchs und der radikalisierten konservativen Wende versuchten wir eine erste Standortbestimmung als Redaktionskollektiv: „Verteidigen, kritisieren, überwinden zugleich“. Unter dieser Programmatik wollten wir als Opposition dazu beitragen, die materiellen Errungenschaften des Bildungs- und Sozialbereichs zu verteidigen, dessen hegemoniale Funktion zu kritisieren und Konzepte zu ihrer Überwindung zu konkretisieren. Zur Überzeugung gelangt, dass eine alternative Sozialpolitik weder politisch noch theoretisch ausreichend für eine sozialistische Perspektive im Bildungs- und Sozialbereich ist, formulierten wir unseren ersten Versuch einer Alternative zur Sozialpolitik als Überlegungen zu einer „Politik des Sozialen“. An der Präzisierung dieses Begriffes, an seiner theoretischen und politischen Vertiefung arbeiteten wir, als die Frage nach der „Zukunft des Sozialismus nach dem Verschwinden des realen“ 1989 auf die Tagesordnung gesetzt wurde. Das Kenntlichmachen der „sozialen Marktwirtschaft“ als modernisiertem Kapitalismus im Westen und Kapitalismus „pur“ im Osten erleichtert uns zwar die Analyse gibt aber immer noch keine Antwort auf die Frage nach den Subjekten und Akteuren einer Politik des Sozialen, nach Kooperationen und Assoziationen, in denen „die Bedingung der Freiheit des einzelnen die Bedingung der Freiheit aller ist“ (Kommunistisches Manifest).

Wer in diesem Diskurs der Redaktion mitstreiten will, ist herzlich eingeladen.